

Mitbauen: Gelassen und zuversichtlich

Bericht des Landesbischofs für die 12. Tagung der XI. Landessynode der Landessynode am
1. Juni 2012 auf dem Hessenkopf/Goslar

- I. Was uns hilft: eine biblisch-pastorale Betrachtung
- II. Womit wir uns auseinandersetzen: aktuelle Themen in Kirche und Gesellschaft
 - 1. Salafisten, Christen und die Demokratie
 - 2. Rechtsextremismus
 - 3. Organtransplantation
 - 4. Palliativmedizin, Sterbehilfe und Patientenverfügung
 - 5. Neuer Atheismus
 - 6. Religionsunterricht an öffentlichen Schulen
 - 7. Schöpfungsbewahrung/Asse II
- III. Was wir festhalten und wessen wir uns vergewissern sollten
 - 1. Grundsätze
 - Exkurs zur Vergewisserung der bisherigen Reformprozesse*
 - Zusammenfassung des bisherigen Konzepts unserer Kirche im Aufbruch*
 - 2. Der Kontext der Synodenbeschlüsse
- IV. Was vor uns liegt: Herausforderungen in unserer Kirche
 - 1. Zum Beruf des Pfarrers/ der Pfarrerin
 - 2. Die Aufgaben des Pfarrberufs im Rahmen des Auftrags der Gemeinde
 - 3. Alltag und praxis pietatis
 - 4. Der Gottesdienst
 - 5. Gemeindekirche
 - 6. Alternative Finanzierungen gemeindlicher Arbeit
- V. Was trotzdem wichtig ist: Entschleunigung

I. Was uns hilft: eine biblisch-pastorale Betrachtung

Glaube und Vertrauen sind die unauffällige aber grundlegende Voraussetzung jedes menschlichen Lebens. Sie nähren das Leben. Und wir wissen, wo das Vertrauen schwindet, wo es sich in nichts auflöst, ist das Leben aufs höchste gefährdet. Martin Luther kann sagen: „Wo kein Glaube ist, da ist eitel Furcht, Angst, Scheu und Traurigkeit“¹ und ich übertrage seine Aussage: „Wo kein Vertrauen ist, da ist eitel Furcht, Angst, Scheu und Traurigkeit.“ Glaube ist nach christlichem Verständnis Vertrauen auf Gott. Ich erinnere an Matthäus 8, die Geschichte von der Stillung des

¹ Martin Luther, WA 10 I 2, 170,27-171,2

Sturms: „Und er stieg in das Boot, und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da erhob sich ein gewaltiger Sturm auf dem See, so dass auch das Boot von Wellen zugedeckt wurde. Er aber schlief. Und sie traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf, wir kommen um! Da sagt er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf und bedrohte den Wind und das Meer. Da wurde es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, dass ihm Wind und Meer gehorsam sind?“

Es ist so: Weiß ich mich verstanden, bin ich bejaht, bin ich geborgen, dann sind Wind und Wellen das geringere Problem. Nicht umsonst dichtet Paul Gerhardt: „Tobe Welt und springe! Ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh.“²

Vertrauen, das Gefühl der Geborgenheit entsteht nicht aus einer singulären Erfahrung, es richtet sich auf das Ganze. „Vertrauen ist der Ausdruck der Erfahrung eines umfassenden Sinns des Lebens und der Welt, mindestens aber der Frage danach.“³ Vertrauen entsteht aus Erfahrung nicht durch meine Leistung, durch die Erfahrung, dass etwas vom Außerhalb meiner selbst auf mich wirkt. Und wir wissen spätestens seit den Forschungen von Erik H. Erikson, dass sich dieses Vertrauen als Grundvertrauen, als Urvertrauen dadurch bildet, dass Menschen die Erfahrung machen, dass da „jemand ist, ohne den wir nicht leben können.“⁴

Für Erikson begründet sich hier die Bedeutung der Religion, des Glaubens. Weil dieses Urvertrauen von Anfang an immer gefährdet ist, muss die Religion die „allererste Beziehung des Menschen“ wiederherstellen – „jenes früheste Gefühl, einem zugewandt zu sein, der Fürsorge und Vorsorge trifft.“ Im gottesdienstlichen Segen, der einem jeden und einer jeden gilt, wird dies zum Ereignis: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig! Der Herr erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden.“ (4. Mose 6,25f)

Glauben und Vertrauen sind eins. Sie sind eins deswegen, weil sie beide einen außerhalb unserer selbst liegenden Grund haben – und weil dieser Grund zum Menschen in Beziehung tritt. Dass die Liebe übrigens ähnlich beschrieben werden kann, macht nur einmal mehr deutlich, dass wir mit dem Nachdenken dorthin geraten, wo es um das erfüllte Leben geht, um das, was unser Leben zusammenhält. Um diesen Zusammenhang geht es der Religion und dem christlichen Glauben in seiner ihm eigenen Konzentration.

Gilt das Angesprochene nur für unser individuelles Leben oder steckt in der Frage nach Glauben und Vertrauen, nach Geborgenheit auch die Frage nach dem, was unsere Kirche zusammenhält? Manchmal scheint es so, als sei der Wandel der Arbeits- und Lebensbedingungen das einzig Konstante in der Kirche. 2004 habe ich die Situation unserer Kirche mit der Formel „Kirche im Wandel“ beschrieben. Das war nicht besonders originell, weil mit dieser Beschreibung eben nur die Situation wiedergegeben wurde, in der sich unsere Kirche befand und befindet, in der sich Kirche immer befand, befindet und befinden wird. Denn nichts anderes ist gemeint, wenn wir von unserer evangelischen Kirche als „ecclesia semper reformanda“ sprechen. Kirche verändert sich, das ist normal, in seiner Normalität anstrengend und belastend und zwar deswegen auch, weil der Mensch eben die

2 EG 396,3

3 Jörg Zink, Wozu ist das Christentum gut? München 1972, 186f

4 Zink, a.a.O., 189

Veränderungsprozesse als Angriffe auf seine ihm notwendige Geborgenheit erfährt. Gibt es das, geborgen im sich wandelnden Haus der Kirche?

Bereits 1957 hatte Helmut Schelsky anlässlich der Gründung der Evangelischen Akademien die Frage diskutiert: „Ist Dauerreflexion institutionalisierbar?“⁵ Damit hatte er sich deutlich von der konservativen Position Arnold Gehlens gelöst und Perspektiven auf ein dynamisches Konzept gesellschaftlicher Institutionalisierung eröffnet.

Ich variiere seinen Einwurf und frage: Ist „semper reformanda“ auf Dauer zu stellen, hält man das aus? Führt dieser Anspruch zum burn-out? Oder ist mit semper reformanda etwas anderes gemeint? Gewiss, es macht den Protestantismus aus, dass er erreichte Einsichtsstände immer wieder im Diskurs und in einer „institutionalisierten Dauerreflexion“ verflüssigt und damit zukunfts offen bleibt. Was aber könnte das „semper reformanda“ sein?

Im Jahr 2005 haben wir Johann Arndts gedacht. Er ist eng mit dem Braunschweiger Land verbunden. Er begann sein Studium an der Universität in Helmstedt. Von 1599 bis 1609 war er in der Stadt Braunschweig Pfarrer an St. Martini. Später war er bis zu seinem Tode in Celle, also im Herzogtum Braunschweig–Lüneburg Generalsuperintendent. In Braunschweig begann er mit den vier Büchern vom wahren Christentum.⁶

Unsere reformatorische Kirche hat Johann Arndt viel zu verdanken, denn er hat in seiner Zeit eine Erneuerung der Frömmigkeit bewirkt – mit einer langen Nachwirkung, die über den Braunschweiger Raum hinausreicht, weit auch über Deutschland hinaus. Sein Thema und Anliegen, das damals notwendig war und das heute notwendig ist, war: die Erneuerung der Kirche, als eine Frömmigkeitsbewegung – und damit das „ecclesia semper reformanda“ der reformatorisch orientierten Kirche.

Ich finde den Titel seines Werkes „Vom wahren Christentum“⁷ faszinierend und herausfordernd. Die Frage nach der Wahrheit hält stets das menschliche Dasein bewegt und mehr oder weniger bewusst in Atem. Sie ist immer strittig. Sie nährt den Skeptizismus. „Was ist Wahrheit?“ fragte schon Pilatus angesichts der Stimme der Wahrheit, die vor ihm lebendig hörbar wurde. Wie der christliche Glaube die Wahrheit ist und wie er als Wahrheit erkannt wird und wie die erkannte Wahrheit frei macht – darum geht es immer wieder neu. Und dabei geht es darum, dass die Wahrheit des Glaubens im geschichtlichen Horizont der geistigen Situation adäquat zur Sprache kommt. Hier werden Akzente gesetzt, die aber alle auch ihre Gefahren mit sich bringen. Ich will hier nur drei Stichworte nennen: Die Wahrheit des Glaubens darf nicht in reiner Lehre aufgehen. Glaube würde zum Wissen. Das wäre eine Theoretisierung. Die Wahrheit des Glaubens darf auch nicht in den Imperativ, in das Gesetz des Sollens aufgehen. Das wäre eine Ethisierung und Moralisierung. Und sie darf auch nicht in der Gläubigkeit aufgehen. Das wäre eine Existentialisierung und Subjektivierung. Die Wahrheit des Glaubens ist aber auch Lehre, impliziert auch ein Sollen, betrifft das Ich der Person, doch jeweils nicht nur. Wie diese Momente

5 Helmut Schelsky, Ist Dauerreflexion institutionalisierbar? Zum Thema einer modernen Religionssoziologie. In: Zeitschrift für evangelische Ethik 1/1957, Heft 6, 153-174

6 Vier Bücher vom wahren Christentum, Magdeburg 1610

7 Von wahren Christentum, Buch 1, Frankfurt am Main 1605

ineinander greifen steht in jeder geschichtlichen Situation neu in Frage, bedarf also der Bewegung des „semper reformanda“.

Deshalb ist die Auseinandersetzung mit dem Erbe Johann Arndts ein Anreiz und eine Anregung für die gegenwärtige Kirche, heute und jetzt in spezifischer Weise nach der Wahrheit des Christentums als der Wahrheit des Glaubens zu fragen. Denn die Verheißung, wie sie im Johannesevangelium formuliert ist, nämlich dass wir im Hören auf das Wort Christi die Wahrheit erkennen werden und dass die Wahrheit uns frei machen wird, dürfen wir den Menschen nicht vorenthalten.

Dies bedeutet, dass das „semper reformanda“ auf die Kirche bezogen, nur Werk Gottes sein kann, an dem er uns Menschen, die das Evangelium frei machen will von aller Werkerei, beteiligt. Ich werde hierzu noch später vortragen. Nur eins weiß ich schon jetzt: Die Erfahrung der Freiheit eines Christenmenschen schenkt Geborgenheit.

Was das bedeutet, will ich an wenigen Konkretionen zeigen und dazu von einigen Menschen erzählen, die in schweren Stunden die Geborgenheit in der Liebe Gottes erfahren haben. Ein alter Kollege erzählt: „Einen Augenblick stehe ich still vor der weißgestrichenen Tür im Krankenhaus. Was soll ich dem Mann im Zimmer sagen? Er hat Schweres erlebt. Bei einer Autofahrt ist er verunglückt und liegt nun mit einem zerschmetterten Armgelenk hier in einer fremden Stadt im Krankenhaus. Und inzwischen ist zu Hause seine Frau an einem Herzinfarkt verstorben. Was soll ich dem Mann sagen? Ich trete in das Krankenzimmer, stehe vor dem Bett, fasse nach der gesunden Hand und versuche einige Trost Worte zu sagen. Da schaut mich der alte Herr mit einem unbeschreiblichen Blick an und sagt: Ich bin geborgen! Neben ihm auf dem Nachttisch liegt die aufgeschlagene Bibel. Sie spricht auf jeder Seite von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus zu uns Menschen gekommen ist. Und in dieser Liebe ist dieser Mann, der so schwere Last zu tragen hat, geborgen.“

Und mir fallen andere Beispiele ein: In den Schrecken des 30-jährigen Krieges ist das Dorf des Dichters Paul Gerhardt in Schutt und Asche gelegt, und er singt: "Warum soll ich mich denn grämen, hab ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen?"

Und an Dietrich Bonhoeffer denke ich. In der Zelle der Gestapo dichtet er die Verse: "Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag." Und Bonhoeffer glaubte dies nicht nur im Blick auf seine Person, die ganze Kirche Jesu Christi sah er von diesem Gott-mit-uns geleitet und bewahrt.

Das Motto des diesjährigen Landesposaunentags nimmt den Gedanken auf: **"Geborgen im Wandel"**. Ich finde es äußerst gelungen und treffend und sehe es auch als die Grundmelodie dieses Berichts. Geborgen sind sie alle, die das Heil Gottes in Jesus Christus ergriffen haben. Geborgen sind sie in der Liebe Gottes. Mancherlei Wunden und Narben tragen sie an ihrem Körper. Einsamkeit, Krankheit, Not und Tod, Aber trotzdem sind sie geborgen in der Liebe Gottes. Und sie rühmen mit den Worten: „Wir überwinden um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm,8,37ff)

Wir sind im Wandel geborgen in unserem Gott. In ihm ist unsere Kirche in allem Wandel geborgen.

II. Womit wir uns auseinandersetzen: aktuelle Themen in Kirche und Gesellschaft

Der Bonner Theologe Walter Kreck (1908-2002) hat eine auch auf politische Verantwortung abzielende Theologie gelehrt: „Theologie und Kirche können sich nicht davon dispensieren, im Ringen um eine bessere Gestaltung der menschlichen Verhältnisse Stellung zu beziehen und konkret Partei zu ergreifen, wo es die Verantwortung für das Wohl des von Gott geliebten Menschen erfordert.“

In dieser Konsequenz erhob Kreck beharrlich seine Stimme in gesellschaftspolitischen Konflikten. Besonders die Friedensfrage und den Skandal der globalisierten Ungerechtigkeit – das entsetzliche, anhaltende Desaster des ungestillten Hungers auf dieser Erde – hat er immer wieder benannt. Er war bis in die letzten Lebenstage darüber zutiefst beunruhigt. Indem er der Kirche diese Verantwortung zuschrieb, plädierte er für eine offene und öffentliche Kirche

Eine öffentliche Kirche mischt sich ein. Wir haben das in unserer Landeskirche getan in der Diskussion um ein atomares Endlager, in Fragen der Asyl- und Flüchtlingspolitik, von Gewalt und Armut, Pflegenotstand und hinsichtlich der Schöpfungsverantwortung, um nur dies zu nennen.

Heinz Zahrnt hat einmal sinngemäß gesagt: Die Kirche ist keine Thermoskanne, die nach innen wärmt und nach außen kalt bleibt.

Das trifft es genau!

Ich komme vor diesem Hintergrund auf sieben Themen zu sprechen.

1. Salafisten, Christen und die Demokratie

- a. Salafisten haben in den vergangenen Wochen in einer groß angelegten Aktion den Koran verteilt. Eine spektakuläre Aktion, die auch durch die Medien ging. Zu unterscheiden ist zwischen drei Formen des Salafismus, der puristischen, der politischen und der dschihadistischen. Darauf macht der hannoversche Beauftragte für Kirche und Islam, Prof. Wolfgang Reinbold, aufmerksam. „Puristische Salafisten geht es in erster Linie darum, den rechten Islam zu leben. Politische wollten ihn zur Grundlage des Staates machen und dschihadistische seien bereit, für den rechten Islam Menschen zu töten. Die Übergänge seien fließend. Besonders die zweite und dritte Gruppe betrachte Religionsfreiheit als inakzeptabel; der Abfall vom Islam sei mit dem Tode zu bestrafen. Ferner dürfe ein wahrer Muslim die Demokratie niemals akzeptieren.“⁸ Dazu möchte ich anmerken:
- b. Natürlich habe ich nichts dagegen, dass in Deutschland heilige Bücher verbreitet werden. Hier bei uns herrscht Religionsfreiheit. Vielmehr treibt mich und viele andere die Sorge um, dass der Koran für politische Zwecke missbraucht wird: Als Kampfmittel gegen Freiheit und Demokratie, gegen die Menschenrechte, ja gegen Leib und Leben. So fern liegt das nicht: Alle Terroristen des 11. September 2001 waren Salafisten, darunter auch die drei Selbstmordattentäter der Hamburger Zelle. Und nicht zuletzt die jüngsten Straßenschlachten in Bonn zwischen Salafisten und Rechtsextremen zeigen

8 Informationen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers zum Thema „Salafismus in Deutschland“, Hannover 2012

uns, dass wir die Herausforderungen des Extremismus noch nicht bewältigt haben.

- c. Die entscheidende Trennlinie verläuft nicht zwischen Christen und Muslimen, auch nicht zwischen Demokratie und Islam, sondern zwischen Fundamentalismus und Toleranz, zwischen Gewalt und Respekt. Als Bischof einer christlichen Landeskirche sage ich ganz klar: Natürlich gehören Muslime und damit auch deren Religion zu Deutschland. Muslime sind längst selbstverständliche Mitbürger und Mitbürgerinnen in unserer Demokratie. Aber der salafistische Extremismus muss mit allen Mitteln bekämpft werden, die unserer Demokratie zu Gebote stehen. Und ich bin sicher, damit bin ich mir mit fast allen Muslimen in Deutschland einig.
- d. Wir haben als christliche Kirchen im Laufe der Geschichte mühsam gelernt, dass Religion ihre zivilisatorischen Kräfte entdecken und entwickeln muss. Sie muss erkennen, wie sie dem Frieden und dem allgemeinen Wohl dienen kann. Dabei verfügt sie über viele Anknüpfungspunkte. Gott ist für Christen und Muslime der Grund allen Seins. Er hat die Welt erschaffen und begegnet Menschen in ihrem persönlichen Leben. Gott hat sich durch Propheten und heilige Schriften offenbart. Gottes Wille bestimmt den Lauf der Geschichte. Gott wird den Menschen am Ende aller Tage als Richter gegenüberreten. Menschen können sich durch das Gebet an Gott wenden. Menschen haben vor Gott die Aufgabe, sich für ein soziales und gerechtes Zusammenleben auf Erden einzusetzen, das Gebot der Nächstenliebe. Dies alles gehört ja nicht nur zur christlichen Tradition, sondern man findet es auch im Islam. Hier können die Kirchen im Gespräch mit den Moscheegemeinden eine besondere Verantwortung übernehmen. Und wir kennen auch das, was uns trennt.
- e. Wir dürfen auch nicht übersehen, dass es vor allem junge Männer sind, auf die der Salafismus eine besondere Anziehungskraft ausübt. Nicht selten gehören sie zu denjenigen, denen soziale Anerkennung, persönliche Orientierung und Bildung fehlt. Ihnen bietet der Fundamentalismus vermeintliche einfache Antworten auf die Fragen Ihres Lebens - und damit eine falsche geistige Heimat. Deswegen ist der Kampf gegen den salafistischen Extremismus nicht nur eine Aufgabe für den Rechtsstaat sondern für unsere Gesellschaft insgesamt. Wir brauchen in den Familien und Schulen, den Kirchen und Moscheen, den Jugendzentren und Vereinen eine Kultur der Achtsamkeit und des gegenseitigen Respekts. Und wir brauchen einen Staat, dem diese Kultur etwas wert ist und der sie sich deswegen etwas kosten lässt.

2. Rechtsextremismus ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen

„Der Rechtsextremismus stellt ein gesamtgesellschaftliches Phänomen dar, an das sich heute viele gewöhnt zu haben scheinen. Denn die Existenz einer extremen Rechten gehört derzeit zur Normalität der politischen Landschaft in der Bundesrepublik, die medial und politisch meist nur dann thematisiert wird, wenn es zu gewalttätigen Übergriffen oder gar Morden kommt.“

So lese ich in der im November 2008 in Dresden erschienenen „Handreichung für Gemeinden zum Umgang mit Rechtsextremismus, Antisemitismus und

Fremdenfeindlichkeit“.⁹ Ich lese diesen Text auch als eine Anfrage an unsere eigene Wahrnehmungsfähigkeit rechtsextremer Tendenzen.

Wenn wir uns mit dem Rechtsextremismus auseinander setzen, dann setzen wir uns mit rassistischen, antisemitischen, nationalistischen, sozialdarwinistischen und anderen menschenverachtenden Bestrebungen auseinander, die allesamt und auch jede für sich eine Gefahr für die Demokratie und für ein friedliches Miteinander in unserer Gesellschaft bedeuten. Wir wissen, dass in der BRD eine eigene, stark politisierte rechtsextreme Subkultur entstanden ist. Die NPD wurde in mehrere Landtage und in diverse Kommunalparlamente gewählt. Es gibt No-go-Areas, die es für Migranten nicht ratsam erscheinen lassen, sich öffentlich ohne Begleitung dort zu bewegen, außerdem eine weite Verbreitung rechtsextremer Einstellungen in der Gesamtgesellschaft, die sich, sobald auch nur irgendeine Auffälligkeit geschieht, ein Problem offenkundig wird, das durch Migranten oder durch Menschen in prekären Lebenssituationen begründet sein könnte, mit Haltungen äußern, die sich durchgehend als rassistisch und menschenverachtend qualifizieren lassen. Und zuletzt, es gibt ein starkes Engagement rechtsextremer Haltungen im Rahmen von Konzerten, aber auch Bildungsveranstaltungen, gezielter Jugendarbeit, Sportvereinen und sogar Elterninitiativen. Neu - und in unserem niedersächsischen Kontext auch da und dort vorhanden - ist z.B. die Unterwanderung von Sportvereinsgruppen und Jugendfeuerwehren durch Übungsleiter, die der rechten Szene angehören. In dieser schleichenden Infiltration sehe ich die eigentliche Gefahr. Ich gehe davon aus, dass in unserer eigenen Jugendarbeit mit hoher Aufmerksamkeit auf diese Phänomene geachtet wird.

Nach meinem Eindruck ist es offenbar so, dass Rechtsextreme strategisch und gezielt auf die Errichtung einer deutschen Volksgemeinschaft hin arbeiten, in der Menschen anderer Hautfarbe und Herkunft, Homosexuelle, Behinderte und Andersdenkende keinen Platz haben und auch mit Gewalt aus dem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang ausgeschlossen werden sollen.

Der Widerstand gegen den Rechtsextremismus gehört zur öffentlichen Verantwortung der Kirche, weil eben dieser Rechtsextremismus wesentliche ethische Grundsätze des Christentums verleugnet und verletzt. Die Betätigung in rechtsextremen Parteien ist unvereinbar mit kirchlichem Engagement und doch scheinen – so die Bielefelder Psychologieprofessorin Beate Küpper - stark religiöse Menschen besonders anfällig für abwertende Haltungen gegenüber Minderheiten zu sein. „Dies zeige sich nach wissenschaftlichen Erhebungen etwa in den Bereichen Sexismus, Homophobie und Rassismus ... Die Aufforderung zur Friedfertigkeit und Nächstenliebe des Christentums stehe in eklatantem Widerspruch zu menschenfeindlichen Einstellungen und Handlungen, die mit Religion begründet oder von Gläubigen vertreten und ausgeübt würden. Nach Küppers Erhebungen neigen besonders oft Protestanten in den östlichen Bundesländern zu rassistischen Äußerungen.“¹⁰

Diese Ausführungen zeigen, dass der Rechtsextremismus nicht an den Rand der Gesellschaft delegiert werden darf. Rechtsextreme Einstellungen reichen bis weit

9 http://www.evlks.de/doc/Handreichung_gegen_Rechtsextremismus2.pdf vom 9.3.2012, 9

10 <http://www.evangelisch.de/themen/gesellschaft/schneider-rechtsextremismus-nicht-dulden51739> vom 12.11.2011

in die bürgerliche Mitte der Gesellschaft. Dies bedeutet zugleich, dass sich Menschen mit rechtsextremen Einstellungen bei allen Akteuren der Demokratie, ob es Parteianhänger, Gewerkschaftsmitglieder oder Kirchenvertreter sind, wieder finden lassen. Das aber heißt, dass der Rechtsextremismus kein durch den Verfassungsschutz oder die Polizei allein zu lösendes Problem ist. Hier ist vielmehr jede gesellschaftliche Institution gefragt, hier sind wir als Kirche gefragt, über Strategien gegen den Rechtsextremismus nachzudenken und diese umzusetzen.¹¹

3. Organtransplantation

Im Januar habe ich in der Marktkirche zu Hannover an einem Tacheles-Podium zum Thema Organtransplantation, das mehrfach über Phoenix ausgestrahlt wurde, teilgenommen. In dem engagiert geführten Gespräch mit dem Präsidenten der Bundesärztekammer, einer betroffenen Mutter und einem weiteren Mediziner wurde sehr schnell deutlich, dass bei Organspendern der Hirntod festgestellt wurde, aber die Organe leben. Damit ist die Spannung umschrieben, die aus der Gleichzeitigkeit von Tod und Leben im Körper eines Menschen resultiert. Für Angehörige kann ein hirntoter Mensch noch sehr lebendig wirken. Aktuell wurde das Thema mit der Diskussion über das am 25. Mai 2012 durch den Bundestag geänderte Transplantationsgesetz. Beschlossen wurde eine sogenannte erweiterte Zustimmungslösung, bei der eine Organentnahme durchgeführt werden kann, wenn der/die Betreffende zu Lebzeiten einer Organspende zugestimmt hat oder die Angehörigen einen entsprechenden Willen des Toten bekunden.¹²

Ich habe in der Podiumsrunde folgende Position vertreten: Ein Leben zu retten, ist wunderschön. Aber der Schritt hin zu einem Organspenderausweis ist nicht einfach. Manche kritisieren, die Organtransplantation mache den Sterbeprozess würdelos. Deswegen müssen Fragen gestellt werden: Wie wird mit den Spendern umgegangen, die in einer unumkehrbaren Situation zwischen Leben und Tod sind? Wie würdevoll ist das Sterben, wenn Menschen nach der Feststellung des Hirntods, aber bei schlagendem Herzen, Organe entnommen werden?

Wir wissen: Es wird in den Sterbeprozess eingegriffen. Aber dieser Sterbeprozess ist nicht mehr aufzuhalten. Der betreffende Mensch wird nur noch durch Medizintechnik am Leben gehalten. Entscheidend ist der Umgang mit den Angehörigen. Sie müssen die Gelegenheit bekommen, Abschied zu nehmen. Dieser Punkt ist für mich ganz zentral. Die Entscheidung für oder gegen einen Organspenderausweis muss jede und jeder für sich selber treffen. Niemand darf zur Organspende gezwungen werden. Auch nicht, wenn Krankenkassenberichten zufolge derzeit 1092 Menschen in Niedersachsen auf eine Organspende warten und bundesweit rund 12 000 Patienten auf der Warteliste für ein Spenderorgan stehen. Zwei Drittel davon benötigten eine Niere. Durchschnittlich sieben Jahre beträgt die Wartezeit auf dieses Organ. Aber

11 Siehe auch Friedrich Weber, Rechtsextremismus als Herausforderung für Kirchen und Gesellschaft. Vortrag im Gästehaus der Niedersächsischen Landesregierung in Hannover am 15. März 2012 in der Veranstaltungsreihe des Innenministeriums „Demokratie und innere Sicherheit“ in: http://www.landeskirche-braunschweig.de/uploads/tx_mitdownload/Vortrag__Rechtsextremismus_und_innere_Sicherheit__15_03_2012_Hannover.pdf

12 So Pastor Michael Coors vom Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum, siehe: http://www.landeskirche-hannovers.de/evlka-de/presse-und-medien/frontnews/2012/02/2012_02_09

eine Entscheidung zu treffen, ob ich Organe spenden möchte oder nicht, kann ich von jedem Menschen erwarten. Für mich geht es um eine Abwägung, bei der die Prinzipien der Nächstenliebe und der Solidarität mit dem Anderen eine große Rolle spielen. Dieser Andere würde ohne meine Hilfe nicht weiterleben können. Auch deshalb habe ich für mich beschlossen, Organspender zu sein. Organspende ermöglicht Leben und trägt dazu bei, krankem, beschädigtem und mühsamem Leben noch eine Chance zu geben. Es ist das größte Geschenk, das ein Mensch dem anderen machen kann, wenn er etwas von dem weiter gibt, was ihm selber von Gott geschenkt wurde. Für mich ist das ein zentraler Gesichtspunkt der christlichen Tradition. Es ist eine Form der Liebe, die nicht bei sich selber endet, sondern bereit ist, sich über das Ende des eigenen Lebens hinaus für andere zu verwenden.

4. Palliativmedizin, Sterbehilfe und Patientenverfügung

In Niedersachsen haben sich unter der finanziellen Förderung der Landesregierung regionale Hospiz- und Palliativstützpunkte gebildet, an denen neben den Diakonie-/Sozialstationen häufig auch die ehrenamtlich organisierten Hospizgruppen beteiligt sind. Ziel ist die Vernetzung regionaler Angebote für die betroffenen Menschen. Neben der Vernetzung innerhalb kirchlicher Strukturen wird daher die Zusammenarbeit mit anderen auch privatgewerblich getragenen Einrichtungen an Bedeutung gewinnen. Erforderlich ist ein flächendeckender Ausbau und eine Weiterentwicklung von Hospizarbeit und Palliativ Care mit bedarfsgerechten finanziellen Rahmenbedingungen und der Möglichkeit, dass Menschen in allen Versorgungsformen ihrer letzten Lebensphase in der von ihnen gewünschten Weise leben und menschenwürdig sterben können. Die in den letzten 20 Jahren gesammelten Erfahrungen in der Begleitung Sterbender durch ambulante Hospizdienste und stationäre Hospizeinrichtungen haben gezeigt, dass Menschen in der letzten Lebensphase einen erhöhten Bedarf an palliativmedizinischen und palliativpflegerischen Leistungen sowie an psychosozialer und seelsorgerlicher Begleitung haben. Diesem dringenden Bedarf kann nur dann entsprochen werden, wenn ambulante Pflegedienste Palliativpflege anbieten können und diese Leistung auch honoriert wird. Auf Grundlage der mit der Gesundheitsreform 2007 eingeführten Leistung "Spezialisierte Ambulante Palliativversorgung" müssen solche Spezialdienste flächendeckend aufgebaut werden, wobei auf die multiprofessionelle Zusammenarbeit nicht nur mit der Palliativmedizin, sondern auch mit den Ambulanten Hospizdiensten und der Seelsorge zu achten ist.

Die Mitarbeitenden in den Hospizdiensten treffen auf Menschen, die ihr Situation so beschreiben: „Ich möchte leben, aber ich möchte nicht leben müssen wenn es nichts mehr zum Leben gibt, wenn mein Geist verwirrt, mein Körper zerstört, das, was mich zum Menschen macht, unwiederbringlich verloren ist. Und dann möchte ich in Würde sterben dürfen. Nur, am Ende ist mir die Möglichkeit genommen, selbstverantwortlich zu entscheiden.“

Wir wissen, dass die hier gestellten Fragen den Grenzfall des Lebens, sowie der sittlichen Beurteilung berühren. Alles für die Erhaltung des Lebens zu tun, ist die wesentliche ethische Regel. Die Verantwortung vor Gott verbietet es, selbstmächtig über das Leben zu verfügen. Aber gibt es nicht eine Grenze jenseits derer das, was

ethisch richtig ist, als Unbarmherzigkeit erlebt wird? Der Grenzfall ist eine Ausnahmesituation, die die ethische Regel nicht aufhebt, sondern bestätigt.

Ob die Patientenverfügung weiterhilft?

Die Patientenverfügung ist ein Instrument, um gewissermaßen für den Fall der Einwilligungsunfähigkeit durch eine Vorsorgevollmacht oder eine Patientenverfügung darüber Auskunft zu geben, was geschehen soll, wenn es an der Zeit ist. Weil aber Sterben nicht planbar ist, müssen Menschen in das Sterben miteingebunden sein: Freunde, Ärzte, Pflegende und Familienangehörige. Selbstbestimmung und Fürsorge müssen in ein angemessenes Verhältnis gebracht werden. Und es muss auch bei vorliegender Willenserklärung noch Raum bleiben, im Fall des Falles darüber nachzudenken, ob die vorliegende, evtl. schon ältere Willenserklärung, auch im aktuellen Fall noch gelten würde.

Ich vertrete in diesem Zusammenhang ethische Regeln der in der ACK verbundenen Kirchen. Im vergangenen Jahr habe ich sie zur Vorstellung der neuen Christlichen Patientenverfügung im Vorjahr in Köln vorgetragen. Sie sind an der Balance zwischen Fürsorge und Selbstbestimmung orientiert:

- a. „Wenn es nach medizinischer Einschätzung therapeutische Möglichkeiten gibt, die dem Patienten neue Lebensperspektiven eröffnen, dann kann sein vorgeifend geäußelter oder in einer Verfügung hinterlegter Sterbewunsch nicht maßgebend sein, und es ist alles zu tun, um sein Leben zu erhalten.
- b. Wenn aufgrund der vorhandenen medizinischen Möglichkeiten gute Aussichten bestehen, dass der Patient das Bewusstsein und die Urteilsfähigkeit wiedererlangen und dann selbst Entscheidungen treffen und Handlungen veranlassen kann, die sein Leben oder Sterben betreffen, dann sollten diese medizinischen Möglichkeiten ausgeschöpft werden.
- c. Patientenverfügungen, die im Blick auf Krankheitszustände formuliert sind, bei denen der Patient zwar urteilsunfähig ist, aber Wünsche, Bedürfnisse und einen Lebenswillen haben und – wenn auch mit Einschränkungen – am sozialen Leben teilhaben kann, können nur unter Einschränkungen für den Arzt handlungsleitend sein.
- d. In Fällen, in denen der Patient ohne Bewusstsein ist und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit trotz Ausschöpfung aller medizinischer Möglichkeiten das Bewusstsein niemals mehr wiedererlangen wird, ist gemäß dem voraus verfükten Willen des Patienten zu handeln, was auch heißen kann, dass man auf therapeutische Interventionen verzichtet und ihn sterben lässt.“

Danken möchte ich heute all denen, die in der Hospizbewegung ehrenamtlich mitarbeiten, die in Hospizen hauptamtlich wirken und den Mitarbeitern der Hospizstiftung Niedersachsen, einer Initiative der Kirchen, für ihren Einsatz für das gute Leben. Das Hospiz ist eine Herberge, ein Gasthaus, wo diejenigen, die uns im Pilgern schon voraus sind, eine letzte Station machen, mit großer Gastfreundlichkeit

beherbergt werden, um sich für die letzte Etappe ihrer Wanderung und ihres Weges zu stärken.¹³

Die Pilgernden haben uns etwas voraus. Sie sind näher an der Grenze zwischen Leben und Tod, als wir es sind. Sie haben sich mit Krankheiten auseinander gesetzt, mit Trennung, mit Abschied. Sie haben die Liebe in ihren Herzen noch einmal neu entfachen können und manchen Raum mit Sonne geflutet.

Es gibt einen alten lateinischen Hymnus, den die Mönche gesungen haben, wenn sie einen der ihren auf dem letzten Weg begleitet haben. Auf lateinisch heißt er: „in paradisum deducant te angeli“ - in das Paradies mögen dich die Engel geleiten. Wer das erlebt, wird auch im eigenen Leben neu aufbrechen - mit einem Blick ins Licht - mit neuer Phantasie für die Liebe und das gute Leben!

5. Neuer Atheismus

Sicherlich werden Sie den Artikel „Der Mensch ist gottgleich“ der neuen Regionalgruppe „Braunschweiger Land“ der Giordano-Bruno-Stiftung in der Braunschweiger Zeitung (BZ) vom 12. Mai 2012 zur Kenntnis genommen haben. Mir ist beim Lesen des dort abgedruckten Gesprächs mit zwei Protagonisten eines neuen Atheismus aus unserer Region, aber auch in der Erinnerung an andere Begegnungen hier im Braunschweiger Land in den zurückliegenden Jahren noch einmal aufgegangen, wie tief ein vermeintlich wissenschaftliches Denken im Rationalismus der Aufklärung befangen ist und keinen Sinn mehr dafür hat, dass es selbst auch einer kritischen Aufklärung bedarf. Nicht nur bei uns meldet sich der Atheismus wieder offensiver zu Wort. Ich denke, es ist unsere Aufgabe als Kirche, deren Pfarrpersonal eine akademisch-universitäre Ausbildung genossen hat, uns zu diesen Positionen zu äußern. Die Hochschulgemeinde der TU Braunschweig hat dies bereits im letzten Universitätsgottesdienst getan, indem sie mit dem früheren Präsidenten der TU, Herrn Prof. Dr. Litterst, einen katholischen Physiker als Bürgerprediger zum Thema „Glaube und Wissen“ eingeladen hatte. Aber auch der derzeitige Präsident, Prof. Dr. Hesselbach hat sich in einer Bürgerpredigt im Dom zum Verhältnis von Glauben und Wissen sehr klar als Christ positioniert.

Weil wir von vielen Gemeindegliedern nicht erwarten können, dass sie den sich wissenschaftlich gebenden atheistischen Angriffen auf der entsprechenden reflexiven Ebene gewachsen sind, wäre es gut, wenn sich unsere Kirche zu diesem Themenkomplex öffentlich verhalten würde. So möchte ich die Anregung unseres pensionierten Pfarrers Dr. Wilfried Theilemann aufnehmen und die Theologische Kammer bitten, unter Berücksichtigung schon vorhandener Texte anderer Kirchen (bzw. EKD-Ebene, EZW) ein Votum zu erarbeiten, das die jetzt wieder aufgekochten Aufklärungsthesen mit ihrem Wahrheitsanspruch ebenfalls „klärend“ aufgreift und ihnen ein theologisches Verstehen von Wahrheit und Existenz entgegensetzt.¹⁴ Das könnte zu einem vertieften Verständnis befreiender christlicher Glaubenswahrheit verhelfen. Mich wundert es allerdings schon, dass all das, was in mühevoller Arbeit in

13 Volker Läßle/Friedrich Menzel (Hrsg.), Sterbende und ihre Angehörige begleiten, Frankfurt 2002

14 Interessant ist, dass in der Untersuchung „Religion bei Meinungsmachern“ von Wissenschaftlern des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Universität Münster führende deutsche Journalisten Ideologiekritik an den christlichen Kirchen mehrheitlich für überholt halten, in: <http://www.idw-online.de/de/news478085>

den zurückliegenden Jahren an Akademien, im wissenschaftlichen Dialog und durch Begegnung aufgebaut wurde, so schnell vergessen ist. Wir wissen doch: Für die naturwissenschaftliche Erklärung in der Welt und für die Arbeit, Leben zu verbessern, braucht es Intelligenz, Beobachtungsgabe und Mut, braucht es Fakten und Daten. Darin Schöpfung zu entdecken und Güte zu erleben, dafür braucht es Vertrauen.

Aber erinnern wir uns: Der Vorstoß in kosmische Dimensionen, die unseren Vorfahren gänzlich verschlossen waren, löst heute eher Staunen und das religiöse Interesse aus, als es Menschen in den Atheismus treibt. Seit geraumer Zeit beobachten wir eine Phase einer Annäherung zwischen Glauben und Naturwissenschaft. Sie setzte nach dem Zweiten Weltkrieg ein, begründet auch durch Erschütterungen über die Entfesselung des menschlichen Erfinderdranges (Atombombe). Das wachsende ökologische Problembewusstsein gehörte hinzu. Bekannte Vertreter waren der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker, der Philosoph Georg Picht, der Biologe Günter Altner. Meine Beobachtung ist, dass das Gespräch der unterschiedlichen Kompetenzen dann besonders fruchtbar wird, wenn es sich mit dem verengten Wirklichkeitsverständnis moderner Weltbetrachtung beschäftigt und gefragt wird, wie solche Verengungen durchbrochen werden können. Zu den Voraussetzungen dieses Gesprächs gehört, dass es die Subjektabhängigkeit und Standgebundenheit der menschlichen Erkenntnis reflektiert, die Frage nach dem Wesen der Zeit und ihrem Ursprung im Geheimnis Gottes zulässt und schließlich die Verantwortung in der Wissenschaft und der Wissenschaftler zum gemeinsamen Thema erhebt.

Im Umgang mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ist immer zu beachten: Gott darf nicht als Lückenbüßer in die offenen Lücken unserer Erkenntnis geschoben werden. Denn da Gott in jeder Hinsicht von allem, was wir als Wirklichkeit beschreiben können, kategorial unterschieden ist und in seiner Wirklichkeit alles Vergleichbare sprengt, können wir nur in Analogien von seinem „Handeln“, seinem „Wirken“, seinem „Schaffen“ reden.

Michael Beintker hat hierzu Wesentliches ausgeführt: „Das menschliche Erkennen bleibt immer Stückwerk. Es ist an die dreidimensionale Anschauung gebunden. Sein Begriffsvermögen ist derartig begrenzt, dass auch die kühnsten philosophischen Problemformulierungen nichts anderes als ein intellektuelles Stammeln darstellen können. Für hochkomplexe Sachverhalte fehlen uns die Worte: wir können sie entweder mathematisch darstellen oder in Analogien beschreiben. Schon das Bohrsche Atommodell basiert auf einer solchen Analogie. Erst recht brauchen wir Analogien und Gleichnisse, wenn wir die Dimension des Transzendenten oder gar Gott selbst zur Sprache bringen möchten. ... Wir können es in der gebotenen Erkenntnisdemut freilich wagen, die Wirklichkeit aus verschiedenen Perspektiven heraus wahrzunehmen, zu erkunden und zu beschreiben. Wir können sie beschreiben in der Perspektive der Theologie: als dreigliedrigen Geschehniszusammenhang von Gott, Welt und Mensch. Wir können sie beschreiben in der Perspektive der heutigen Physik: als ein strukturiertes, feingliedriges, prozessuales System mit unendlichen Entfaltungsmöglichkeiten. Wir können sie beschreiben in der Perspektive der Biologie: als den Prozeß des Lebens, das sich in einer Fülle von Arten manifestiert und reproduziert und im menschlichen Bewusstsein die höchste Stufe seiner Selbstorganisation erreicht. Wir können sie auch auf der Ebene der Philosophie beschreiben, wobei die Philosophie schon im Spiel ist, wenn wir solche Perspektiven entwickeln und handhaben. 'Wirklichkeit' ist ja ein

philosophisches Wort, und wer definieren möchte, was 'Wirklichkeit' überhaupt ist, muss nolens volens philosophieren.

Wir werden bei solchen Beschreibungsversuchen Reibungen und Spannungen und gelegentlich sogar Unverträglichkeiten zwischen den verschiedenen Perspektiven feststellen. Die Bilder, die sich uns auftun, werden immer von der Perspektive beeinflusst, die wir gewählt haben. Deshalb können wir auch nicht einfach sagen: dieses Bild ist falsch und nur jenes ist richtig. Vielmehr können wir den Versuch wagen, die jeweiligen Perspektiven mit ihren jeweiligen Bildern aufeinander zu beziehen, nichtwissend wissend, dass alles, was zur Wirklichkeit gehört, von der Liebe Gottes gehalten und durchwirkt ist.

Ein von Carl Friedrich von Weizsäcker geprägtes Bild macht unsere Situation sichtbar. Er schrieb: 'Vergleicht man ... Physik, Philosophie und Theologie mit drei einander schneidenden Ebenen, so erweist sich die überkommene Begrifflichkeit umso weniger ausreichend, je mehr man sich dem gemeinsamen Schnittpunkt der drei Ebenen nähert und je zentraler damit die Probleme werden.' Deshalb dürfe man nicht sagen, das *begrifflich nicht Denkbare* gebe es nicht. Vielmehr gelte: 'Das schlechthin Wirkliche ... ist das begrifflich Undenkbare' (Die Einheit der Natur, 1971, 318).

Dem 'gesunden Menschenverstand' wird solch eine Aussage unverständlich bleiben, für ihn ist nur wirklich, was auch fassbar, anfassbar ist. Schon Einsteins Relativitätstheorie übersteigt alles, was diesem 'gesunden Menschenverstand' einleuchten will. Wer hingegen ernsthaft nach Wahrheit fragt, kommt um den Gedanken nicht herum, dass das schlechthin Wirkliche das begrifflich Undenkbare sein müsse und sich uns gerade so in seiner Evidenz erweisen wird.¹⁵

6. Religionsunterricht an öffentlichen Schulen

Der Religionsunterricht in der öffentlichen Schule ist eine enorm wichtige Einrichtung. Nach wie vor gilt das Ergebnis der Studien von Andreas Feige aus dem Jahr 2000, dass der Religionsunterricht diejenige Veranstaltung unter kirchlicher Mitwirkung ist, durch die flächendeckend Kinder und Jugendliche aller Milieus erreicht werden. Er leistet einen unverzichtbaren Beitrag dazu, dass die Erinnerung an die christlichen Traditionen und die großen biblischen Erzählungen als eine der Wurzeln unserer Kultur in unserer Gesellschaft wach gehalten wird. Darüber hinaus trägt er zum Verständnis anderer Religionen und zur Toleranz gegenüber dem Fremdreligiösen bei. Wie Umfragen gezeigt haben, ist ein guter Religionsunterricht ein wesentlicher Grund dafür, dass Menschen in ihrem weiteren Lebenslauf an ihrer Kirchenzugehörigkeit festhalten oder sich sogar beruflich für die Arbeit als Religionslehrkraft oder als Pfarrer/-in entscheiden.

Dennoch ist der Religionsunterricht als gemeinsame Angelegenheit von Staat und Kirche, wie er im Grundgesetz garantiert ist, in den letzten Jahren immer stärker in den Fokus der politischen Diskussion geraten. Gründe für seine Problematisierung sind einerseits die deutsche Einheit mit dem weiter wirkenden antichristlichen Erbe in den neuen Bundesländern und andererseits die zunehmende weltanschaulich-religiöse Pluralisierung und Diversifizierung auch in den alten Bundesländern. Zwar wird mittlerweile weithin anerkannt, dass Bildung ohne Religion und ohne das

15 Michael Beintker, Gott als Designer? Christlicher Schöpfungsglaube und naturwissenschaftliches Weltverständnis, in: http://www.ekd.de/download/michael_beintker.pdf

Orientierungswissen „religiös-konstitutiver Rationalität“ (PISA 2001) nicht auskommt und dass es ein Schulfach geben muss, das das interreligiöse und interkulturelle Verständnis und die Toleranz gegenüber dem Fremdartigen fördert; dennoch gibt es starke politische Bestrebungen, den grundgesetzlich garantierten Religionsunterricht in gemeinsamer Verantwortung von Staat und Kirche durch ein allein vom Staat verantwortetes bekenntnisfreies, weltanschaulich neutrales Einheitsfach für alle Schülerinnen und Schüler zu ersetzen. Erinnert sei hier an die flächendeckende Einführung des Faches „Lebensgestaltung - Ethik - Religionskunde“ in Brandenburg im Jahre 1998 für die Jahrgangsstufen 5-10 oder an die Einführung des Pflichtfaches "Ethik" für die Jahrgänge 7 - 10 in Berlin im Jahre 2009. In beiden Fällen liegt das zusätzliche Angebot eines konfessionellen Religionsunterrichts außerhalb der Stundentafel ausschließlich in der Verantwortung der Religionsgemeinschaften, entweder als Wahlpflichtfach (Brandenburg) oder als freiwilliges Wahlfach (Berlin). Dass diese Entscheidungen auch Auswirkungen auf die alten Bundesländer haben, zeigt der jüngste Beschluss der niedersächsischen Landesdelegiertenkonferenz von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN vom November 2011, nach dem das bekenntnisfreie Pflichtfach „Religion und Weltanschauungen“ eingeführt werden soll. Konfessioneller Religionsunterricht soll - wie in Berlin - bloß noch als zusätzliches Wahlfach außerhalb der Stundentafel angeboten werden.

Der gesellschaftlichen Herausforderung der religiösen Diversität und des weltanschaulichen Pluralismus jedoch wird ein vermeintlich weltanschaulich neutraler Einheitsunterricht nicht gerecht. Damit wird nämlich fälschlicherweise suggeriert, dass es eine neutrale Position jenseits von weltanschaulichen und kulturell eingepägten Perspektiven gäbe. Unterrichtende wie Schüler sind aber gleichermaßen unhintergebar in einer kulturell-weltanschaulichen Perspektive beheimatet. Und die fremde Religion bzw. Weltanschauung wird immer schon durch die Brille der eigenen Religion bzw. Weltanschauung gesehen und bewertet. Dagegen verschleiert die Konfessionalität des Religionsunterrichts nicht die unhintergebare Perspektivität und Positionalität, sondern macht sie allererst bewusst.

Damit eine Religion oder Weltanschauung nicht karikaturhaft verzerrt wird, sondern in ihrem Selbstverständnis zur Sprache kommt, ist es erforderlich, dass der Unterricht durch Lehrkräfte erteilt wird, die die jeweilige Religion oder Weltanschauung teilen, sie in ihren Zusammenhängen erläutern können und Sympathie für sie zeigen. Außer diesem generellen hermeneutischen und pädagogischen Einwand gegen ein religiösweltanschauliches Einheitsfach hätte seine Einführung erhebliche Auswirkungen auf die universitären Lehrerbildungs- und kirchlichen Lehrerfortbildungseinrichtungen. Denn nicht mehr die Theologie (evangelisch/katholisch/islamisch) wäre eine der Bezugswissenschaften des Faches, sondern die zuweilen christentumsfeindliche Religionswissenschaft. Da in den Theologischen Fakultäten und den Instituten für Theologie in den Universitäten überwiegend künftige Religionslehrkräfte studieren, wären diese Einrichtungen zum großen Teil in ihrer Existenz gefährdet. Dasselbe gilt in noch stärkerem Maße für die religionspädagogischen Einrichtungen der Religionslehrerfortbildung. Diese institutionellen Folgen hätten negative Auswirkungen auch auf die Akzeptanz der christlichen Perspektive und der Sympathie für sie sowohl bei Lehrkräften als auch bei Schülern. Ein hohes Gut des konfessionellen Religionsunterrichts ist nach wie vor das hohe Maß der Identifikation der Religionslehrkräfte mit ihrem Fach und mit ihrer Kirche. Dieses Gut sollte auch um der Kirche und ihrer Zukunft willen nicht aufs Spiel

gesetzt werden. Daher sind alle Initiativen zu unterstützen, die darauf abzielen, das geltende Staatskirchenrecht des Grundgesetzes zu einem pluralistischen Religionsverfassungsrecht weiter zu entwickeln.

Art. 7, Abs. 3 GG bietet eine hervorragende Grundlage dafür, dass das, was bislang das Vorrecht der beiden großen christlichen Konfessionen in der Bundesrepublik gewesen ist, nämlich mitverantwortlich für den Religionsunterricht gemäß dem eigenen Selbstverständnis zu sein, auch anderen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungsverbänden zugestanden wird. Die flächendeckende Einführung islamischen Religionsunterrichts in den niedersächsischen Grundschulen ab dem Schuljahr 2013/12 und ein Jahr später in den weiterführenden Schulen ist ein vielversprechender Anfang in dieser Richtung. (Dr. Hans-Georg Babke)

7. Schöpfungsbewahrung/Asse II

Es ist hohe Zeit zur Umkehr, weil unser Leben und Denken, die aktuellen Nachrichten genauso wie die Zukunft unserer Kinder und Kindeskiner längst von der gescheiterten Beziehung des modernen Menschen zur Natur geprägt sind.

Wir müssen endlich offensiv Fragen stellen an das Konzept „Wachstum ohne Grenzen“, an gescheiterte Klimakonferenzen, an zerstörte Atomkraftwerke in Japan, an Gründe für Hunger und Durst auf unserer Welt und ich könnte diese Reihe lange fortsetzen und dabei immer höchst aktuell die allerjüngste Vergangenheit bzw. Gegenwart referieren. Die nicht gelöste Frage des atomaren Endlagers hat für uns hohe Priorität. Ich nenne erneut Gorleben und Asse II und bin hoch erfreut, dass der neue Bundesumweltminister Peter Altmaier so schnell zur Asse II gekommen ist. Meinen entsprechenden Wunsch hatte ich bereits am Tag seiner Benennung im NDR geäußert. Es geht um Bewahrung vor Schaden und größtmögliche Sicherheit, um Transparenz der Verfahren und vertrauensbildende Maßnahmen.

Denn vergessen wir nicht: Es ist fragwürdig, was trägt und hält, wenn die Heimat, in der wir leben und zuhause sind, in der unsere Kinder groß werden und unsere Häuser stehen, auf einmal für gefährlich gehalten wird.

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat bereits 1987 die Auffassung vertreten, dass die Kernenergiegewinnung „mit dem biblischen Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren, nicht zu vereinbaren ist“. Gleichzeitig sprach sie sich dafür aus, „so bald wie möglich auf andere Energieträger umzusteigen“.

Unsere Synode hat sich zuletzt im März 2010 für einen Ausstieg aus der Kernenergie zum nächstmöglichen Zeitpunkt ausgesprochen. Abfälle zu produzieren, die über Millionen von Jahren tödliche Wirkungen auf Mensch und Natur ausüben können, erzeugt ein ethisches Problem ersten Ranges. Es zeigt, dass die Folgen der Kernenergie letztlich nicht abschätzbar und deshalb auch nicht beherrschbar sind.

In der Asse wird nun versucht, den allergrößten Schaden zu vermeiden, indem die dort eingelagerten 126.000 Fässer wieder herausholt werden sollen. Aber erst bis 2036 heißt es diese Woche. Nach meiner Meinung sollten rechtliche Grundlagen zur baldmöglichsten Rückholung des radioaktiven Abfalls geschaffen werden.

Ich fordere ein transparentes Vorgehen in diesem Prozess, damit die hier Lebenden Vertrauen zurückgewinnen können.

Es geht um die Bewahrung der Schöpfung und zugleich ist der Zusammenhang von Frieden, Gerechtigkeit und Schöpfungsbewahrung unübersehbar, denn „in vielen

Regionen unserer Erde müssen wir erleben, wie eine friedliche und gemeinwohlorientierte Entwicklung von gewaltsamen Auseinandersetzungen um natürliche Ressourcen beeinträchtigt wird. Zumeist stehen der Kampf um Bodenschätze und Trinkwasser im Vordergrund. Diese Spannungen werden weiter zunehmen, wenn sich der Klimawandel verschärft und das Lebensumfeld insbesondere der Armen bedroht, wenn durch Klimaveränderungen die Katastrophenhäufigkeit zunimmt, die Meeresspiegel steigen und die Versteppung landwirtschaftlicher Nutzflächen zu neuen Hungersnöten führen. ... Umwelt- und Klimaschutz ist eine Frage der Lebenschancen und der Gerechtigkeit.“¹⁶

Ich erinnere – wie schon auf dem Katholikentag in Mannheim vor wenigen Wochen – an die „Erd-Charta“ der Ökumenischen Initiative Eine-Welt e.V. aus dem Jahr 2001. Die ersten vier Grundprinzipien geben den Rahmen für das gesamte Dokument an:

1. Achtung haben vor der Erde und dem Leben in seiner ganzen Vielfalt.
2. Für die Gemeinschaft des Lebens in Verständnis, Mitgefühl und Liebe sorgen.
3. Gerechte, partizipatorische, nachhaltige und friedliche demokratische Gesellschaften aufbauen.
4. Die Fülle und Schönheit der Erde für heutige und zukünftige Generationen sichern.¹⁷

III. Was wir festhalten und wessen wir uns vergewissern sollten

Hermann Schmitt-Vockenhausen: „Die Gemeinden sind der eigentliche Ort der Wahrheit, weil sie der Ort der Wirklichkeit sind.“¹⁸

1. Grundsätze

- a. Gott will, dass allen Menschen geholfen wird.“ (1. Tim. 2,4)

Kirche und mit ihr Gemeinde ereignet sich überall, wo Menschen im Namen Jesu Christi zusammenkommen, sein Wort hören und daraus leben. Der Ortsgemeinde als dem Ort des unmittelbaren Lebenszusammenhangs kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Was aber als Kirche verstanden und gelebt wird, erschöpft sich nicht in der Ortsgemeinde, sondern ist eingefügt in die weiteren Zusammenhänge der Region, der Landeskirche, der Konföderation, der VELKD, der EKD und der weltweiten Ökumene. Die Landeskirche ist somit Teil der Gemeinschaft der ökumenischen Christenheit in einem „ihr anvertrauten Bereich“ (Kaulitz), nämlich dem Braunschweiger Land.

¹⁶Deutsche Bischofskonferenz (Hg.), WENN DU DEN FRIEDEN WILLST, BEWAHRE DIE SCHÖPFUNG. Arbeitshilfen 237, Bonn 2010, 3

¹⁷ aus: Ökumenische Zentrale/ACK (Hg.), Gottes Schöpfung feiern. Schöpfungstag und Schöpfungszeit, Frankfurt o.J.

¹⁸ Roland Roth, Bürgermacht, Bonn 2011, 141

- b. Das Handeln der braunschweigischen Landeskirche ist am **spezifischen Auftrag** der Kirche, das Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus so zu verkündigen, dass die Menschen es nachvollziehen, annehmen und als Hilfe für ein in Freiheit und Verantwortung gelebtes Leben sehen können, orientiert. Insofern wird es nie ohne eine missionarische Dimension sein. Kirchenpolitisch bedeutet dies, dass die Landeskirche das Bezeugen des Evangeliums durch Einzelne ebenso wie durch gemeinsames Handeln fördert und pflegt. Dazu gehört auch, dass „Orte“ bereitgestellt und gemeinsam entwickelt werden, an denen dies in besonderer Weise möglich ist. Dass hierbei die Kirchen in unseren Gemeinden über die ganze Woche hin eine hervorragende Rolle spielen, muss nicht weiter betont werden. Wünschenswert ist es, dass die Kirchen häufiger als bisher auch in der Woche zugänglich sind. Was spricht eigentlich dagegen zu ökumenischen Andachten einzuladen?
- c. Alle **Organisationsformen** und **-strukturen** müssen immer wieder daraufhin überprüft werden, ob und wie sie in ihrer jeweiligen besonderen Aufgabe und im Zusammenhang des Ganzen weiterzuentwickeln sind. Keine Veränderung – etwa bei den Zuschnitten der Propsteien oder bei der Verteilung der Finanzen – darf um ihrer selbst willen initiiert werden, sondern soll dazu dienen, dem Auftrag besser gerecht zu werden.

In allem lautet für mich die **Leitfrage**: Wie kann die Landeskirche als **Landeskirche dritten Typs** unter sich verändernden gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen als Volkskirche Gemeindekirche sein und bleiben? Will sie das bleiben? Oder sind wir längst eine Kirche in der Minderheit, die trotzdem den Anspruch erhebt Volkskirche zu sein und zwar als Kirche für „alles Volk“?

Auf diese Leitfrage hat die Landeskirche bisher unter anderem mit den Beschlüssen der Synode vom November 2010, mit Überlegungen zur Verwaltungs- und Propsteistrukturenreform, der Neuausrichtung des Diakonischen Werks, der Gründung einer Evangelischen Akademie und der Vorlage eines neuen Finanzausgleichssystems nach Antworten gesucht und Veränderungen eingeleitet und durchgeführt. Der Reformprozess, den die vier Organe der Landeskirche gemeinsam 2010 auf den Weg gebracht haben, ist ein Prozess zur Entwicklung von Prioritäten und Posterioritäten in der Landeskirche. Wir sind in unserer Landeskirche mitten in diesen Veränderungsprozessen. Wir sind noch nicht am Ziel, aber wir sollten den Weg dahin transparent, offen und freundschaftlich miteinander gehen. Und wir benötigen Arbeitsformen, die zum Experiment einladen, zur Erprobung neuer Formen, die Veränderung ermöglichen helfen, kurz gesagt: Wir benötigen **Ermöglichungsstrukturen**.

Exkurs zur Vergewisserung der bisherigen Reformprozesse

So ist es sicher nicht bei uns:

„Von Greser und Lenz stammt eine Karikatur, wo sich ein Herrchen mit Kampfhund und ein Passant begegnen. Bemerkung des Hundebesitzers: 'Ich habe ihn Reform getauft, da schrecken alle gleich zurück.'“¹⁹

¹⁹ Roland Roth, Bürgermacht, Bonn 2011, 70

Die bisherigen Reformprozesse sind von der Einsicht geleitet, dass es gilt, Strukturen zu finden, die flexibel und nahe an den Menschen und ihren Bedürfnissen sind, die Konkurrenz wahrnehmen und selbstbewusst vom kirchlichen Auftrag her Inhalte und Ziele kommunizieren und transportieren. Die Gruppe „Kirche im Wandel“²⁰ erarbeitete von 2004-2006 erste Konzepte. Die auch damals wegen der dramatischen finanziellen Folgen der Steuerreform und des Konjunkturerinbruchs nötigen Steuerungsprozesse erfolgten im Wesentlichen durch das Kollegium des Landeskirchenamtes²¹. Auf Beschluss der Landessynode vom 12. bis 14. November 2009 wurde ein Prioritätensetzungsprozess initiiert. Sein zentrales Ziel ist: keine weiteren Entnahmen aus der Rücklage. Zur Umsetzung fand eine Klausur der vier Leitungsorgane der Landeskirche vom 12. bis 13. Februar 2010 statt. An deren Ende wurde die Projektgruppe 2012 eingerichtet.²² In insgesamt 18 Sitzungen erarbeitete diese einen Bericht an die Synode als Vorschlag für die Prioritätensetzung. Es ging um ein kombiniertes Profil- und Finanzkonzept. Es folgte eine Erörterung mit Ausschussvorsitzenden, Kirchenregierung und Kollegium am 5. Oktober 2010 und die Verabschiedung in Kirchenregierung und Kollegium am 26. Oktober 2010. Hieran schloss sich die Vorstellung in den synodalen Ausschüssen und die Beratung und Beschlussfassung in der Synode vom 18. bis 20. November 2010 an. Die Ergebnisse:

- a. Die Landeskirche versteht sich als Gemeindekirche, die sich im Vollzug und Geschehen des Gottesdienstes konstituiert
- b. Die Bereitstellung eines Theologischen Zentrums zur Begleitung der Arbeit der Haupt-, Ehren- und Nebenamtlichen
- c. Einnahmeorientierter Haushalt
- d. Diakonie als Lebensäußerung der Kirche – gemeindenah

In der Zwischenzeit wurde der Entwurf eines neuen Finanzausgleichsgesetz²³ als Vorlage für diese Synode erarbeitet und die Projektlenkungsgruppe²⁴ übernahm ab 2011 die Begleitung der Umsetzung der Synodalbeschlüsse und die Initiative für weitergehende Reformvorhaben. Im Frühjahr 2012 hat die Kirchenregierung eine Arbeitsgruppe damit beauftragt, bis Ende des Jahres ein neues Modell der Pfarrstellenberechnung und der Zuordnung von Pfarrstellen zu Kirchengemeinden zu entwickeln.²⁵

Zusammenfassung des bisherigen Konzepts unserer Kirche im Aufbruch

a. Vertiefung spiritueller Praxis

1. Gottesdienst als primäre Lebensäußerung

20 Mitglieder waren: Brigitte Müller, Karla Sichelschmidt, Hans-Jörg Fuhrmann, Friedrich Weber, Peter Albrecht, Ute Ermerling, Uta Hirschler, Robert Fischer, Thomas Hofer, Lutz Hagner, Peter Kollmar

21 Siehe eine nicht vollständige Auflistung der Reformprojekte, die mit der Klausur des Kollegiums 2002 in Quedlinburg aufgenommen wurden, in der Einbringungsrede des Landesbischofs zum Lage- und Tätigkeitsbericht im November 2011. Das erste Projekt war der alle Pfarrämter und Einrichtungen einschließende Aufbau eines zeitgemäßen Intra- und Internetauftritts bei gleichzeitiger Subventionierung der Einrichter.

22 Mitglieder waren: Robert Fischer (bis 2010), Peter Kollmar, Thomas Hofer, Jörg Mayer (ab 2010), Wolf-Dieter Kleinschmidt. Geschäftsführung: Cornelia Götz

23 Mitgearbeitet haben: Cornelius Hahn, Anja Schnelle, Matthias Siedentop, Jörg Mayer, Christian Fehrmann, Christian Dutke, Hans-Peter Vollbach, Uta Hirschler, Jens Höfel, Frank Nichterlein

24 Mitglieder sind: Jörg Mayer, Wolf-Dieter Kleinschmidt, Friedrich Weber, Thomas Hofer. Geschäftsführung: Cornelia Götz

25 Der Gruppe gehören an: Brigitte Müller, Katharina Meyer, Ute Ermerling, Hans-Peter Vollbach, Thomas Hofer, Axel Heike-Gmelin, Klaus Fischer

Geschäftsführung: Pfr. Dr. Kumitz-Brennecke

2. *Begleitung der Arbeit der Prädikanten und Lektoren*
3. *Errichtung einer Jugendkirche in Braunschweig*
4. *Mitträgerschaft des „Hauses der Stille“ in Drübeck*
5. *Gewichtung der Kirchenmusik*
6. *Förderung des Projekts: „Erwachsen Glauben“*
7. *Fortentwicklung der ökumenischen Partnerschaften*

b. Intern

1. *Reform kirchlicher Strukturen*
(Propsteien, Verwaltung, Gemeinden, Landeskirchen)
2. *Professionalisierung von Hauptamtlichen*
(Personalgespräche, Fort- und Weiterbildung)
3. *Fortbildung Ehrenamtlicher*
(Ehrenamts-Kolleg, Atelier Sprache)
4. *Entwicklung von Sponsoring und Gemeindefördervereinen*
und Stiftungen
5. *Entwicklung von Kooperationen mit Nachbarkirchen*
(Ausbildung von Pfarramtskandidaten, Pastoralkolleg, Notfallseelsorge, Diakonie, Religionsunterricht etc.)
6. *Fortentwicklung von Visitation als Gemeindeaufbau (Ökumenische Visitation)*
7. *Entwicklung von Nachbarschaften in den Gemeinden*
(Diakonie, Programm: Heilsame Wege)
8. *Entwicklung eines Gebäudestrukturplans für die ganze Landeskirche*
9. *Neuentwicklung der elektronischen Kommunikation in der Landeskirche und im LKA*
10. *Neues Kirchensteuerverteilungssystem*

c. Unterstützung von Bildungsprozessen

1. *Gründung einer Evangelischen Akademie mit zentraler und dezentraler Ausrichtung*
2. *Entwicklung eines neuen Ehrenamts - Gemeindegurators*
3. *Qualifizierung der religionspädagogischen Arbeit in den KITAS*
4. *Qualifizierende Begleitung der Religionslehrkräfte an den Schulen*
5. *Fortentwicklung der Konfirmandenarbeit*
6. *Projekt Kirchenpädagogik*

d. Entwicklung von Kommunikationskonzepten

1. *Evangelische Perspektiven*
2. *Internet/Intranet*
3. *Kircheneintrittsstellen*
4. *Themenjahre*
5. *Medienpreis für Gemeindepublizistik*
6. *Epd, ekn, Radio- und Fernsehkirche, EZ, Gemeindebriefe*
7. *Programm: Große Kirchen*

2. Der Kontext der Synodenbeschlüsse

Die Beschlüsse der Synodaltagung im Herbst 2010 stehen im Kontext vieler anderer Beratungen, die auf der Ebene der EKD, in anderen Landeskirchen, aber auch in unseren Propsteien und in verschiedenen politischen Zusammenhängen zurzeit stattfinden.²⁶ Vor kurzem hat sich der Großraumverband Braunschweig mit einer Tagungsreihe und einem Forum der besonderen Problematik des demographischen Wandels in Braunschweiger Land angenommen.²⁷ Ich fand bemerkenswert, dass während der im Juni 2011 in Gotha stattfindenden 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, an der aus allen Landeskirchen Menschen teilgenommen haben, an der Herausforderung, wie kirchliche Präsenz in sich zunehmend ausdünnenden ländlichen Räumen aussehen könne, gearbeitet wurde. Wichtig ist, dass in dieser Konferenz drei inhaltliche Schwerpunkte ausgemacht worden sind, an denen man weiter arbeiten müsse:

- a) die Region darf nicht nur als strukturelle Verwaltungseinheit wahrgenommen werden, sondern als inhaltliche Gestaltungsgröße (Der Regionenbegriff ist allerdings unklar)
- b) wir brauchen Mut zum Loslassen; bei welcher Aufgabe sagen wir Nein, um dafür andere zukunftsweisende Aufgaben angehen zu können und
- c) **es stellt sich die Frage, was die Veränderungen für das Selbstbild und Berufsbild der Pfarrerinnen und Pfarrer, aber auch für ihr Gemeinde- oder Kirchenbild bedeuten.**

Eine Überprüfung der Belastung unserer Pfarrer und Pfarrerinnen durch Verwaltungstätigkeit ist erfolgt. Konsequenzen hieraus muss das Kollegium entwickeln.

IV. Was vor uns liegt: Herausforderungen in unserer Kirche

Schwerpunktmäßig beschäftige ich mich in den ersten Punkten dieses Abschnitts mit dem Beruf Pfarrer und Pfarrerin. Die Begegnung und Gespräche mit allen Konventen über die Lebens- und Arbeitssituation der Pfarrer und Pfarrerinnen im zurückliegenden Jahr legen dies nahe.

1. Zum Beruf des Pfarrers/ der Pfarrerin

Für den Dienst unserer Braunschweiger Pfarrer und Pfarrerinnen bin ich ausgesprochen dankbar. Sie nehmen den Auftrag der ganzen Kirche, das Evangelium zu verkündigen und die Sakramente evangeliumsgemäß zu verwalten in herausragender Rolle wahr. Er ist ihre Berufung und Beruf. In aller Freiheit können sie

26 Niedersächsische Landesregierung, Entwurf Handlungskonzept „Demographischer Wandel“, Hannover 2012

27 Friedrich Weber, Kirchlicher Aufbruch im demographischen Wandel, Vortrag bei der Abschlussveranstaltung des Großraumverbands Braunschweig zum Projekt am 9.2.2012 in der VW-Halle, Manuskript

ihn gestalten. „Der Pfarrberuf ist ausgesprochen vielfältig. Er hat stark ausgeprägt kommunikative Aspekte. Zu den Kern-Arbeitsfeldern gehören die Bereiche **Gottesdienst und Verkündigung, Seelsorge, Pädagogik und Bildung, Führen und Leiten**. Gleichmaßen gefragt sind theologische Kompetenz, kommunikative und kybernetische (Kybernetik = Leitung) Fähigkeiten sowie spirituelle Kompetenz (geistliche Angebote zu gestalten und zu reflektieren). Pfarrer und Pfarrerinnen haben vielfältige Kooperationen zu pflegen, organisatorische Aufgaben zu erfüllen, Leitungsverantwortung wahrzunehmen und nicht zuletzt die eigene Person zu bilden und zu entwickeln, um glaubwürdig den kirchlichen Auftrag zu vertreten.“ (Ev.-luth. Landeskirche in Bayern)

Allerdings verbergen sich hinter der oben beschriebenen Aufgabenstellung auch Probleme. Mit ihrer nun folgenden nicht vollständigen Beschreibung sind Aufgaben benannt, die dringend gelöst werden müssen. Die Verantwortung haben hierzu in den meisten Punkten die Leitungsorgane unserer Kirche.

- a) **Keinesfalls stelle ich die parochiale Gemeinde** mit einem Gemeindepfarrer/in als Grundmodell in Frage, aber es ist notwendig, über eine größere Vielfalt von gemeindlichen Pfarrämtern nachzudenken. Wir wissen, dass es zum Beispiel in den bevölkerungsarmen und strukturschwachen Gebieten vor allem im Osten nur noch mit Mühe eine tatsächliche Präsenz, die persönliche Beziehungen ermöglicht, gibt. Eine wirkliche Regelmäßigkeit des gottesdienstlichen Lebens ist kaum noch gegeben, und wo um sie gerungen wird, fordert es die Pfarrerinnen und Pfarrer bis weit über die Schmerzgrenze. Die Förderung von lebendigen Gemeindekernen, die selbst Verantwortung übernehmen, nach dem Maß ihrer Gaben und Möglichkeiten, ist nach meiner Überzeugung die einzige Zukunftschance für viele dieser Gemeinden. Das bedingt aber auch neue Formen des Pfarrdienstes.
- b) Pfarrerinnen und Pfarrer begreifen es zugleich als **Aufgabe**, suchende, ratlose, leidende, sterbende, aber auch fröhliche und erfolgreiche Menschen auf ihrem Weg mit Gott zu begleiten und deren Lebensweg vom Evangelium her zu deuten. Eine wichtige Erfahrung im pastoralen Alltag ist, dass sie gerade in dieser Begleitung von Menschen selbst beschenkt werden. Hierzu müssen sie die nötige Zeit haben und dürfen nicht durch sich ausweitende Verwaltungstätigkeit in ihrem seelsorgerlichen Dienst begrenzt werden.
- c) Vor diesen kurz skizzierten Aufgaben, muss eine **Theologie des Amtes** nicht alles neu erfinden. Sie darf sich in den Eckpunkten der Tradition bewegen, die als Aufgabe des Pfarrers und der Pfarrerin die Kommunikation des Evangeliums beschreibt, und die zugleich festhält, dass die Botschaft des Evangeliums auch für den Amtsträger gilt: simul iustus et peccator. Das heißt ganz einfach: Auch Pfarrer werden nicht dadurch gerecht, dass sie sich zu Tode arbeiten.
- d) Die evangelische Kirche, die das „**Priestertum aller Gläubigen**“ betont, hat sich allerdings durch die Jahrhunderte hindurch zu einer weitgehend „**pfarrerzentrierten**“ Kirche hin entwickelt. Pfarrerinnen und Pfarrer gelten als die verantwortlichen Personen, die für alles letztlich zuständig sind. Gleichzeitig werden andere kirchliche Berufe und ehrenamtliche Engagements unzureichend gewürdigt und mit zu wenig Eigenverantwortung ausgestattet. Hier ist Handlungsbedarf auch in unserer Landeskirche,
- e) Das **traditionelle Pfarrerbild** ist von der Vorstellung des „Pfarrer-Seins“ als Lebensform geprägt. Formulierungen wie „Ein Pfarrer ist immer im Dienst“, „Ein

Pfarrer lebt mit seiner Gemeinde“, „Im Pfarrhaus darf das Licht nicht ausgehen“, bringen das zum Ausdruck. Dieses Bild spiegelt sich im Pfarrerdienstrecht, das ein solch umfassendes Verständnis vom Pfarrerin/Pfarrer-Sein beschreibt: Dienstverhältnis auf Lebenszeit, Residenz- und Präsenzpflcht, Dienstwohnung, Amts- und Lebensführung sind nur einige Stichworte. Die „Berufung zum Pfarrer“ hat die Person und ihren Beruf über die Jahrhunderte hinweg zu einer fast symbiotischen Einheit verschmelzen lassen. Das ist heute nur noch schwer vermittelbar. In der Landeskirche – so höre ich – kennzeichnen derzeit Verunsicherung und Vertrauensverlust das Verhältnis mancher Pfarrerinnen und Pfarrer zur Landeskirche und zum eigenen Selbstverständnis. Einige sagen, sie seien in ihrer Motivation gebremst und fühlten sich in ihrem Engagement zu wenig beachtet. Zudem würden sie durch Verwaltungsarbeiten in ihrer für die „Kernaufgaben“ nötigen Zeit eingeschränkt. Hinzu kommen die Wahrnehmungen von **Spurmaßnahmen**: Durch bereits erfolgte Eingriffe in Gehälter und „Privilegien“ fühlen sich viele Pfarrerinnen und Pfarrer in besonderer Weise von finanziellen Einbußen betroffen. Die Leistungen der Beihilfe in Niedersachsen sind im Vergleich zu denen in anderen Bundesländern eher übersichtlich. Hinzu kommt, dass es in einer kleinen Landeskirche wenig gabenorientierte Alternativen und Entwicklungsmöglichkeiten, die sich in einem pastoralen Berufsbild äußern könnten, gibt.

- f) Es werden zudem alle **Pfarrstellen** neu bemessen und die Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer wird seit Jahren auf Grund von Synodenbeschlüssen langsam verringert. Damit nimmt auch die Angst um die eigene Stelle bei einer Berufsgruppe zu, die bisher eine lebenslange **Arbeitsplatzgarantie** hatte und die die **Schlüsselprofession** in der Kirche innehat. Dabei muss deutlich sein, dass unsere Pfarrer und Pfarrerinnen keine Sorge um ihre Anstellung als Pfarrer haben müssen, allerdings der Dienstort kann sich verändern. Dies besorgt auch die Angehörigen unserer Pfarrer und Pfarrerinnen, sind sie doch in der Mehrzahl dort zu Hause und gehen ihren Berufen nach. Wenn Gemeinden zusammengelegt werden, sehen Pfarrerinnen und Pfarrer noch mehr Belastung auf sich zu kommen bei gleichzeitig abnehmender Anerkennung.

Viele empfinden auch die besondere Situation, im **Pfarrhaus** zu leben und die damit verbundene Schwierigkeit, freie Zeit für das Privatleben zu finden, als beschwerlich. Gefragt werden muss aber auch, welche Bedeutung das Pfarrhaus für ein gelingendes Gemeindeleben hat. Pfarrerinnen und Pfarrer im funktionalen Dienst erleben zwar in der Regel geordnete Arbeitsstrukturen, bekommen jedoch von den Gemeindediensten oft eine **Nachrangigkeit** „bescheinigt“. Letzteres funktioniert auch umgekehrt.

- g) Die Landeskirche unterhält ein Theologisches Zentrum, in dem vor allem Angebote zur Fort- und Weiterbildung aller in der Kirche haupt-, neben- und ehrenamtlich Tätigen gemacht werden. Die Ausbildung der Vikare erfolgt seit 2011 gemeinsam mit der Hannoverschen und Oldenburgischen Kirche in Loccum. Das **Predigerseminar** der Landeskirche, ebenfalls Bestandteil des Theologischen Zentrums, wird aber nicht aufgelöst. Es steht für Ausbildungsmodule, die den großstädtischen Kontext – im Unterschied zu Loccum – nahelegen, für die gemeinsame Ausbildung der drei Landeskirchen zur Verfügung und wird entsprechend genutzt werden. Ob es gelingen wird, ein in gemeinsamer Verantwortung gestaltetes Predigerseminar der Konföderation oder zumindest der beteiligten Kirchen zu entwickeln?

- h) Baldmöglichst umgesetzt werden müsste der Beschluss der Synode vom Herbst 2010 **Bewerber und Bewerberinnen für das Vikariat** aus anderen EKD-Kirchen zuzulassen. Muss um Vikare und Vikarinnen geworben werden? Einer Zulassung sollte allerdings eine qualifizierte „**Potentialanalyse**“ der Bewerber vorausgehen. Diese könnte eine Fortentwicklung des derzeitigen Gesprächs mit der Einstellungskommission darstellen.
- i) Meine positiven Erfahrungen mit Menschen aus den Ausbildungsgängen des ELM und anderen kirchlichen Ausbildungsstellen als „Pfarrverwalter“ o.ä., aber auch die Beobachtungen in unserer anglikanischen Partnerkirche ermutigen mich, neu die Frage nach **alternativen Zugängen** zum Pfarrdienst zu stellen.
- j) In der anglikanischen Kirche differenziert sich der pastorale Dienst weiter aus. Neben voll bezahlten, teilbezahlten und in großer Zahl auch ehrenamtlichen Pfarrerinnen und Pfarrer, gibt es dort seit einigen Jahren auch so genannte pioneer ministers, **Missionspastoren**, die auch speziell in den anglikanischen Colleges ausgebildet werden und einen eigenen Studiengang durchlaufen. „Dies ist ein Baustein, der nach der Wiederentdeckung der Mission als Grundauftrag der Kirche noch fehlt: Pfarrerinnen und Pfarrer, die freigesetzt werden, um in bestimmten kulturellen Kontexten als evangelische Pfarrer zu wirken, das Evangelium in kulturelle Segmente zu tragen, in denen es nicht mehr oder noch nicht bekannt ist, um dort neue Gemeinden zu pflanzen und zu leiten.“²⁸ Wir haben in **Blankenburg** mit einer solchen Arbeit schon vor mehr als zehn Jahren begonnen. Es gilt bald zu klären, wie und ob sie fortgesetzt werden soll.

2. Die Aufgaben des Pfarrberufes im Rahmen des Auftrags der Gemeinde

Mit den Reformatoren und dem Augsburger Bekenntnis von 1530 verstehe ich das besondere geistliche Amt als Dienst am Wort im Auftrag der Gemeinde und an der Gemeinde zugunsten der Welt. Die besondere Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern ist in den Auftrag der gesamten Gemeinde als die Gemeinschaft der Christinnen und Christen eingebettet, das Evangelium zu bezeugen. Ich sehe auf Grund des Ordinationsversprechens die Rangfolge und die Art und Weise, wie die pfarramtlichen Aufgaben in der Gemeinde vor Ort durchgeführt werden, bestimmt:

- a) Verantwortung für den Gottesdienst (Sakramente) und dessen Leitung
- b) Verantwortung für Kasualgottesdienste und in der Regel deren Leitung
- c) Verantwortung für verschiedene Formen der Glaubenserziehung (RU/KU)
- d) Seelsorge und Befähigung anderer zur Seelsorge
- e) Verantwortung für diakonisches Handeln der Gemeinde (zusammen mit KV)
- f) Verantwortung für die theologische Gesamtleitung (zusammen mit KV)
- g) Verantwortung für Fortbildung in der Gemeinde

Zugleich repräsentieren die Pfarrerinnen und Pfarrer mit ihrer Person und ihrem Leben die lebensgestaltende Kraft der biblischen Tradition.

²⁸ Cf. Michael Herbst, „Was bin ich?“ Pfarrerinnen und Pfarrer zwischen Zumutung und Zuspruch, in:

http://www.velkd.de/downloads/155_Texte_aus_der_VELKD_Rueckblick_Generalsynode_2010_download.pdf

Vor Überforderungen aber kann niemand den Pfarrer schützen, außer er sich selbst, denn – so Michael Herbst: „die Einsicht in das Wichtige und Aufgetragene und die Unterscheidung vom mir eben nicht Möglichen, nicht Aufgegebenen, nur Zugemutetem, vom Überfordernden und Ablenkenden, das ist etwas, das in der Stille, im Hören und Beten geboren wird. Diese Aufgabe wird dem Mensch im Talar niemand abnehmen.“²⁹

Des ungeachtet liegt es in der Verantwortung der Synode, des Kollegiums und der Kirchenregierung im Gespräch mit dem Pfarrerausschuß unserer Kirche Standards zu bestimmen, innerhalb deren der Pfarrdienst in Braunschweig zu geschehen hat, die den Beruf Pfarrer/Pfarrerinnen „attraktiv“ sein lassen.

3. Alltag und praxis pietatis

Unter der Überschrift „Täglicher Besuch eines fremden Gastes“ singt der Religionspädagoge Fulbert Steffensky „ein Lob der Losungen“. Ich kann ihm nur zustimmen, wenn er schreibt: „Wenn ich die Losung morgens lese, kommt ein fremder Gast, ein fremder Text zu mir. Ich habe ihn mir nicht ausgesucht. Ich würde mir immer die aussuchen, die zu mir passen ... Ich lese diesen Text langsam, ich wiederhole ihn, ich lerne ihn auswendig, das scheint mir sehr wichtig zu sein. Ich lese die Losung jeden Morgen zur selben Zeit. Dieser Text hat Vorrang vor den Geschäften.“ Steffensky folgt damit einem „Gesetz spiritueller Aneignung“. Für ihn mahlt die Losung als fremder Text an „meiner eigenen Wahrheit“, gerade wenn er mitunter mit ihm streiten muss.³⁰ Sie wird zur Quelle, die das Leben nährt.

Natürlich gibt es sehr unterschiedliche Wege und Formen persönlicher spiritueller Praxis und gerade Pfarrer und Pfarrerinnen, aber auch alle anderen Christen und Christinnen, ganz gleich in welchen Herausforderungen sie stehen, suchen Quellen, aus denen sie Kraft regenerieren können.

Corinna Dahlgrün, praktische Theologin an der Universität Jena, hat festgestellt, „die Reaktion vieler Kirchen in der EKD auf diese sich zunehmend verbreitende Erkenntnis ist die Einrichtung von entsprechenden Seminaren in der FeA, von Retraiten in den Pastoralkollegs, vielleicht in der Form einer Woche 'Kloster auf Zeit', von Einkehrtagen (ob als 'Wüsten-' oder als 'Oasentage')“. Sie meint, dass dies alles hilfreich, aber nicht ausreichend sei, denn „das Burnout kann trotzdem kommen, für Pastorinnen und Pfarrer ebenso wie für alle anderen kirchlichen Mitarbeiter. Das liegt zum einen daran, dass die zahlreichen, zu weiten Teilen strukturellen Probleme, die ein solches Burnout verursachen, unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht wirksam minimiert werden können. Das liegt zum anderen daran, dass Spiritualität, um tragen zu können, geübt sein muss. Nur wenn ich mich mit Selbstverständlichkeit in Formen geistlichen Lebens bewege, hat Spiritualität eine Chance, als regelmäßige Quelle der Kraft und als tragender Grund erfahren zu werden. Wenn dies der Fall sein soll, darf sie nicht nur eine Insel in einem Ozean von Arbeit, oder eine Oase in der Wüste sein – womit ich nichts gegen Inseln oder Oasen sage, sie sind manchmal die letzte Rettung. Doch wenn Spiritualität nachhaltig helfen soll, ist sie vorher Arbeit

²⁹ Herbst, a.a.O.

³⁰ Fulbert Steffensky, Täglicher Besuch Eines Fremden Gastes, In: Die Losungen. Ein Magazin Zu Den Losungen Der Herrnhuter Brüdergemeine, Ausgabe 2010, 18f

gewesen und Disziplin, mit traditionelleren Begriffen: eine regelmäßige *praxis pietatis*, eine tägliche Praxis der Heiligung. Die Formen können differieren: das Stundengebet, eine halbe Stunde Meditation oder Schriftlesung, ein täglicher Spaziergang, bei dem bewusst der Geist von anderen Dingen, von Gedanken und Bildern entleert wird, das bei allen Gängen des Tages praktizierte Herzensgebet, die morgendliche Andacht mit den Losungen, die genaue Betrachtung des Tuns und Lassens des Tages *coram Deo*, Luthers Morgen- und Abendsegen. Die Liste kann erweitert werden, entscheidend ist, dass die gewählte Form als verbindlich angenommen und regelmäßig ausgeübt wird – tun Sie, was immer Ihnen entspricht, was immer Sie täglich durchzuhalten bereit sind, auch wenn Sie mal keine Lust dazu haben.“

Auf die Frage, ob „diese Tatorientierung noch protestantisch“ sei, antwortet sie: „Heiligung steht nicht im Widerspruch zum *sola fide* und *sola gratia*, sie gehört sogar zwingend zur Rechtfertigung hinzu – als ein im rechten Geist vollzogenes methodisches Gestalten von Spiritualität im eigenen Leben zur Prägung dieses Lebens, als eine tägliche Rechenschaft vor und Heimkehr zu Gott.“

Mich hat ihr Verweis auf Luther zur eigenen weiteren Beschäftigung mit diesem Thema angeregt, gerne gebe ich ihn weiter: *„Für Luther beginnt durch die Rechtfertigung ein Prozeß, der immer mehr zur Erfüllung hinführt: 'So ist nämlich alles anfangsweise ins Werk gesetzt, damit es von Tag zu Tag mehr und mehr zur Vollendung käme. ... Und so darfst du dir das Leben eines Christen nicht vorstellen als ein Stehen und Ruhen, sondern als ein Unterwegssein und Aufbrechen von den Lasten zur Tugend, von Klarheit zu Klarheit, von Kraft zu Kraft. Und wer nicht unterwegs ist, den halte du auch für keinen Christen.'* (Kommentar zum Galaterbrief 1519, WA 2,436ff.) Darum ist für Luther ein tägliches Bemühen um Heiligung durch Gebet, durch Morgen- und Abendsegen, durch Beschäftigung mit dem Katechismus und Singen von Chorälen in der häuslichen Andacht, durch Lektüre und Bedenken der Schrift selbstverständlich. Er betont in verschiedenen Zusammenhängen, die biblischen Gedanken aufnehmend, die Notwendigkeit eines täglich neuen Bemühens auf Seiten des Menschen, so in der bekannten Forderung des kleinen Katechismus, dass der alte Adam in uns mittels der Methode täglicher Reue und Buße ersäuft werden solle (zum Sakrament der Taufe, BSLK 516). Von Pfarrern wünscht er sich wenigstens die Erfüllung eines Minimalprogramms, 'dass sie doch so viel täten, weil sie des unnützen, schweren Geschwätzes der sieben Gezeiten [Tagzeitengebete] nu los sind, an derselbigen Statt morgens, mittags und abends etwa ein Blatt oder zwei aus dem Katechismo, Betbüchlin, Neu Testament oder sonst aus der Biblia lesen und ein Vaterunser für sich und ihr Pfarrkinder beten, auf dass sie doch dem Evangelio wiedrumb ein Ehre und Dank erzeigten, durch welchs sie denn so mancherlei Last und Beschwerden erledigt sind, und sich schämten ein wenig, dass sie gleichwie die Säu und Hunde nicht mehr von Evangelio behalten denn solche faule, schädliche, schändliche, fleischliche Freiheit.' (Vorrede zum Gr.Kat., BSLK 546) Für das tägliche Gebet empfiehlt Luther konkrete Schritte, um es mit Gewinn zu vollziehen (Eine einfältige Weise zu beten (1535), WA 38, 358-375). Die methodischen Hinweise betreffen 1. die Regelmäßigkeit (Gebet als erste und letzte Handlung eines jeden Tages), 2. die Reinigung und Trennung, d.h. die Alltagszusammenhänge müssen verlassen werden (Rückzug in Kammer oder Kirche) und die Gedanken werden gesammelt durch Konzentration, 3. die Erwärmung des Herzens durch lautes Sprechen der Gebote, des Credo oder der Psalmen, 4. das Einnehmen einer förderlichen Körperhaltung (Knien, Stehen, Hände falten), 5. das vorbereitende

Gebet, 6. das meditative Beten des Vaterunser. Außerdem soll der Christ den Namen Gottes heiligen, indem er dem Wort Gottes entsprechend seinen Alltag mit allen Aufgaben heilig lebt (Vaterunser-Auslegung im Kl. und Gr.Kat., BSLK 512 und 670-72). Vor allem anderen aber ist der Umgang mit der Heiligen Schrift die gebotene Methode der Heiligung, nicht weil ihre Lektüre als gutes Werk angerechnet würde, sondern weil sie die Gnade mitteilt: 'Was ist denn heilig halten? nichts anders denn heilige Wort, Werk und Leben führen. ... wir Christen sollen ...täglich mit Gottes Wort ümbgehen, im Herzen und Mund ümbtragen. ... Gottes Wort ist der Schatz, der alle Ding heilig machet, dadurch sie selbs, die Heiligen alle, sind geheiligt worden. Welche Stund man nu Gottes Wort handelt, prediget, höret, lieset oder bedenket, so wird dadurch Person, Tag und Werk geheiligt, nicht des äußerlichen Werks halben, sondern des Worts halben, so uns alle zu Heiligen machet.' (582f.) ... Die Position Luthers ... zusammenfassend kann man sagen, dass die Rechtfertigung den Menschen auf den Weg der Heiligung setzt, den er dann beschreiten muss, um die von Gott geschenkte Gnade nicht zu missachten. Die Möglichkeit, diesen Weg zu beschreiten, die Möglichkeit jeder praxis pietatis, jeder Heiligung, verdankt der Mensch dem Heiligen Geist, sie ist – ebenso wie die Gerechtigkeit – Gabe Gottes.³¹

Ich bin dankbar für viele Orte – in den Gemeinden und darüber hinaus -, an denen die praxis pietatis uns ein „gemeinsames Herz“³² macht. Pflegen wir sie weiter.

4. Der Gottesdienst

Bei meinen Pfarrkonventsbesuchen ist immer wieder die Rede davon, dass die Vorbereitung des Gottesdienstes und die Feier mit der jeweils versammelten Gemeinde an den Kern des beruflichen Selbstverständnisses führen. In gleicher Weise aber zehrt auch der mitunter schlechte sonntägliche Gottesdienstbesuch – in diesem Zusammenhang werden nicht die Kasualgottesdienste und Gottesdienste für besondere Gruppen oder Anlässe thematisiert – an genau diesem Kern des Selbstverständnisses. Im Visitationsbescheid (aus dem Jahr 2012) Propst Joachim Kukliks an eine Gemeinde der Propstei Salzgitter-Lebenstedt – und zwar eine Gemeinde, die ein außergewöhnlich starkes Gruppenleben, eine hohe Beteiligung am Ortsgeschehen, eine Vielzahl von Ehrenamtlichen und einen auch in Gottesdienstfragen hoch interessierten Kirchenvorstand hat – lese ich:

„Die Sakristeibücher in ... weisen bei den Besucherzahlen oftmals einstellige Zahlen aus - die Beteiligten schon eingeschlossen. Im Rahmen der Visitation wurde dieses Phänomen bei verschiedenen Gelegenheiten angesprochen und die Diskussion darüber eröffnet. Einige Erklärungsversuche liste ich hier in der Form von Fragen auf, die sicherlich keine vollständige Analyse einleiten, jedoch Anstöße zu einer realistischen Betrachtung sein könnten:

- Kann es sein, dass der Gottesdienst seinen Besuchern zumutet, ihre sonst üblichen Lebensvollzüge vollständig zu konterkarieren?
 - keine Nahrungsaufnahme
 - kein Unterhaltungsprogramm

31 Corinna Dahlgrün, Berufsalltag und Praxis Pietatis, Vortrag beim Propstei-Mitarbeitertag Westthüringen 2011, Manuskript

32 Steffensky, a.a.O., 19

- keine selbsterzeugten Kommunikationsvollzüge
- dafür Konfrontation mit den 'Heiligen' in einer unheiligen Welt und Zeit
- dafür ein 'Sichwiederfinden' des Menschen vor Gott
- dafür Stille, Andacht, Besinnung, Gebet
- Kann es ein, dass die operative Hektik und Atemlosigkeit, die sich in manchen Gemeinden bei der Gestaltung des Gemeindelebens ergibt (Gruppen und Aktivitäten) dem Gottesdienst und seiner Bedeutung die Luft abschnürt? Dass Gotteshaus und Gemeindehaus eine konkurrierende Alternative darstellen?
- Kann es sein, dass in kleinen Gemeinden weniger Gottesdienste im Jahr mit einem guten Besuch förderlicher und glaubensstärkender sind als viele Gottesdienste mit einem schlechten Besuch?
- Kann es sein, dass die allgemeine Euphorie über die von Nichtgeistlichen gestalteten Gottesdienste nur ein in der Theorie virulentes Zugeständnis an den Topos des 'allgemeinen Priestertums aller Gläubigen' ist, die sich in der Wirklichkeit gottesdienstlichen Lebens nicht bestätigt?
- Kann es sein, dass das System des Pfarrstellenberechnungsplans dazu verleitet, die Quantität vor die Qualität zu setzen?“ (Joachim Kuklik)

Der Pfarrkonvent Salzgitter-Lebenstedt wird sich in diesem Jahr mit dem großen Thema Gottesdienst intensiv beschäftigen. Ob dies nicht auch ein Thema für die synodale Leitungsebene unserer Kirche ist?

5. Gemeindekirche

In dem Grundsatzpapier der ostdeutschen Landeskirchen aus dem Jahr 1998 „Kirche mit Hoffnung“ heißt es: „Die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland wird sich in den Gemeinden entscheiden“. Helmut Zeddies schreibt: „Die Gemeinden sind die Basis kirchlicher Arbeit und bleiben der vorrangige Ort, wo der christliche Glaube gelebt und bezeugt wird. Dabei ist nicht zu übersehen, dass im Osten manche Gemeinden durch den permanenten Mitgliederschwund inzwischen so klein geworden sind, dass sie kaum noch in der Lage sind, für ihren Einzugsbereich eine eigenständige kirchliche Versorgung ausreichend und dauerhaft zu gewährleisten. Das nötigt dann auch zu der Frage, welche Mindestanforderungen im Blick auf die kirchlichen Grundfunktionen eigentlich an eine Gemeinde gestellt werden müssen, um die Präsenz der Kirche am Ort auch weiterhin durch die Parochialstruktur sicherstellen zu können. ... Die Präsenz der Kirche entscheidet sich damit in Ostdeutschland, so ist zu erwarten, künftig weniger an der Residenz des Pfarrers als vielmehr an der Existenz der Gemeinde.“³³

Ist das nicht auch reformatorische Überzeugung? Gemeinden, die die Mindestanforderungen einer „regulären parochialen Arbeit“ nicht mehr gewährleisten können, wird die Zusammenarbeit in der Region unbedingt empfohlen. Verantwortung wird geteilt, Überlastung gemindert, Kirche bleibt erlebbar und überschaubar, wird zugleich einschränkt, aber nicht aufgegeben. **Nicht Rückzug, sondern Konzentration scheint angesagt. Ist die Situation bei uns mittlerweile**

33 Helmut Zeddies, Von „Minderheit mit Zukunft“ zu „Kirche mit Hoffnung“, in: Kirche in der pluralistischen Gesellschaft, Studienheft 10-1999 der Ev. Akademie Iserlohn, 99f

so viel anders? Und fordert diese Situation nicht geradezu heraus, Neues zu erproben?

Als im vorletzten Jahr eine Gruppe von Pfarren und Priestern aus Niedersachsen Gemeinden der Kirche von England besuchte, dort hat man die Folgen der Säkularisierung und Entkirchlichung als Aufgaben für eine Neuausrichtung angenommen, trug John Finney, emeritierter Bischof von Pontefract, Folgendes vor – wir könnten Gleiches auch aus Blackburn oder von Bischof Nick Baines in Bradford hören: Gemeinden müssen experimentieren dürfen. Und seine Frage beim Besuch einer Gemeinde laute: „Was probiert ihr denn gerade aus?“ Dann merkt er grundsätzlich an: „Es gibt zwei Arten des Experimentierens: zum einen die Versuche in einer traditionellen Pfarrei das Bewusstsein für den missionarischen Auftrag zu stärken, so dass es nicht nur eine binnenkirchliche Orientierung gibt, sondern auch die anderen, die 'draußen' sind, in den Blick genommen werden. Dann gibt es Versuche, völlig neue Arten des Kircheseins auszuprobieren.“ Und dann zählt er all das auf, was schon geht, aber auch was problematisch ist. Sie finden diesen faszinierenden Erfahrungsbericht über die Suche nach der Gemeinde von Morgen in dem Berichtsband von Elhaus und Hennecke.³⁴

Dass solche Berichte auch ihre Entsprechung in unseren Gemeinden finden, entdecke ich bei den Besuchen in den KVs. So ist es kein Zufall, dass die Kirchengemeinde Wartjenstedt 89,88% Wahlbeteiligung hatte. Hier greift ein Dorfkirchenkonzept, das der in der Nachbargemeinde lebende Pfarrer mit den Ehrenamtlichen lebt. Die Menschen in diesem Dorf wissen, wer für sie da ist, sie kennen die Motivation ihrer Vertreterinnen und Vertreter und sie entwickeln Ideen – auch außerhalb mancher – so Finney - ausgetretener „Sonntagspfade“.³⁵

Entscheidend scheint mir zu sein, dass die kirchenleitenden Organe dazu kommen, auch hier **Ermöglichungsstrukturen** und Spielräume zur Erprobung neuer Formen kirchlicher Arbeit und Struktur zu schaffen. Dies wird nur gelingen, wenn die erste Feststellung nicht lautet, was rechtlich möglich ist, kann sein, sondern es muss gelten, für das als richtig und nötig Erkannte die rechtlichen Möglichkeiten zu schaffen.

6. Alternative Finanzierungen gemeindlicher Arbeit

Max Frisch: „Demokratie heißt, sich in die eigenen Angelegenheiten einzumischen.“³⁶

Was Max Frisch fordert, geschieht in unseren Gemeinden, unter anderem, in den Fördervereinen und Stiftungen. Im April fand nach einer einige Jahre zurückliegenden ersten Initiative zur Entwicklung von Fundraising in unserer Kirche – sie wurde durch die EKK gefördert und war ein großes Anliegen des damaligen Finanzausschussvorsitzenden Dietrich Fürst – eine Zusammenkunft der seither entstandenen Initiativen und Fördervereine etc. statt. Ich habe den zahlreich Erschienenen für ihre Weitsicht, Zähigkeit und Entschlusskraft gedankt. Sie haben

34 Philipp Elhaus/Christian Hennecke, Gottes Sehnsucht in der Stadt, Auf der Suche nach der Gemeinde für Morgen, Würzburg 2011

35 Siehe auch Martin Reppenhagen (Hg.), Kirche zwischen postmoderner Kultur und Evangelium, Neukirchen 2010

36 Roland Roth, Bürgermacht, Bonn 2011, 94

unabhängig von allen Diskussionsgängen und Entscheidungswegen auf landeskirchlicher Ebene ein Netz von Fördervereinen, Stiftungen und Initiativen entstehen lassen. Dass es notwendig sein wird, Menschen darum zu bitten, ihre Verbundenheit mit unserer Kirche oder einem ihrer konkreten Betätigungsfelder auch finanziell auszudrücken, ahnen wir ja schon lange. Ebenso wissen wir, dass wir angesichts des Rückgangs unserer Kirchensteuereinnahmen nicht nur darüber nachdenken müssen, wo sinnvoller gespart werden kann, sondern auch welche Instrumente dafür taugen, neue Einnahmen zu erschließen. Die Initiativen haben diesbezüglich Pionierarbeit geleistet. Dabei reicht das Portfolio der Förderinitiativen von Kirchbau- und Orgelbauvereinen über Gemeindepflegestiftungen hin zu Förderkreisen verschiedenster konkreter Projekte, seien es nun der Bibelgarten oder Kindergärten, der Erhalt von Arbeitsplätzen, das Konfirmandenferienseminar, der Dom oder die Stolpersteine, von den vielen Netzen für die kirchenmusikalische Arbeit ganz zu schweigen.

Es war nicht die blanke Not, die Menschen bewegt hat, in den Gemeinden nach neuen Finanzierungsquellen zu suchen. Aber sie haben gespürt, dass wir auch nicht in so unbeschwerten und unbekümmerten Zeiten leben, dass es nicht angezeigt wäre, sich zu bewegen und nach neuen Möglichkeiten Ausschau zu halten, wie wir finanzieren und stabilisieren können, wofür wir uns verantwortlich fühlen. Dabei sind Spenden wie die des anonymen Großspenders in Braunschweig hoch willkommen, genauso wie Vermächtnisse und Zustiftungen. Das Lob des anonymen Spenders kann nicht laut gesungen werden und selbst in Blackburn wurde ich darauf angesprochen. Wir brauchen Aufbrüche, neue Sichtweisen, Perspektiven und Horizonte, weil sich die Verhältnisse ändern. **Und wir sollten uns überlegen, ob es nicht an der Zeit ist – ähnlich wie es Dietrich Fürst vor Jahren in der Landessynode anregte –, ein Programm aufzulegen, das Initiativen belohnt und dazu förmlich ermuntert.** Ich fände es sehr hilfreich, wenn hierzu der Finanzausschuss gemeinsam mit der Finanzabteilung der Landeskirche Überlegungen vorlegen könnte. Und nicht zu vergessen ist der Nebeneffekt: Die Menschen in den Fördervereinen sind Ehrenamtliche, in hohem Masse mit ihrer Gemeinde und deren Anliegen verbunden, kreativ und ansteckend begeistert.

V. Was trotzdem wichtig ist: Entschleunigung

Im Kunstmuseum Wolfsburg wurde im Frühjahr 2012 die wunderbare Ausstellung „Entschleunigung“ gezeigt. Neben den vorzüglichen Exponaten finden sich auch immer wieder Merksätze an den Ausstellungswänden. Der von Anselm Kiefer hat mich sehr beeindruckt. Er verbindet realistische Sicht mit Gelassenheit, rekurriert auf biblische Tradition und lässt unser Aufgabe als das erscheinen, was sie ist: **Mitbauen, nicht atemlos, sondern gelassen und zuversichtlich:**

„Trümmer sind an sich Zukunft. Weil alles, was ist vergeht. Es gibt dieses wunderbare Kapitel bei Jesaja, in dem es heißt: Über euren Städten wird Gras wachsen. Dieser Spruch hat mich immer fasziniert, schon als Kind. Diese Poesie, diese Tatsache, dass man beides zugleich sieht. Jesaja sieht die Stadt und die anderen Schichten darüber das Gras und wieder eine Stadt, das Gras und wieder eine Stadt.“³⁷

37 Anselm Kiefer, ZEIT-Interview 3. März 2005

Darum: Im Wandel geborgen!